UEBER DEN ABERGLAUBEN IM ELSASS

A. Lambs

A. Lambs

Ueber den Aberglauben im Elsass.

Ueber den

Aberglauben im Elsaß.

b

Ueber den

Aberglauben im Elsaß.

Nach einem in Straßburg gehaltenen Vortrage

dargestellt von

A. Lambs

Pfarrer zu St-Thomä.

Zu einem Gegenstand des Lustigmachens ist der Aberglaube zu ernst und zu furchtbar; das Aergern aber hilft nichts und führt nicht zur Heilung. Diese wird nur ermöglicht durch die Erkenntniß des pathologischen Zustandes, seines Wesens und seiner Ursachen. Denn auch im Geistesleben setzt alle Heilung die richtige Diagnose voraus.

Dr. Pfleiderer.

Straßburg,
Druck von J. H. Ed. Heitz, Schlauchgasse, 5.

1880.

Vorwort.

Unser neunzehntes Jahrhundert rühmt sich seiner Fortschritte und seiner Aufklärung und blickt mit einem gewissen befriedigten Stolze auf die vergangenen Jahrhunderte hin. Wir wollen unserer Zeit nicht abstehen und ihren Ruhm nicht verkleinern.

Unser Elsaß, das seit Jahrhunderten in der Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, gehört gewiß nicht zu den Landestheilen unseres alten Europa's, von welchem man sagen darf, es sei hinter anderen Gegenden zurückgeblieben. Ein reges Geistesleben hat sich immer daselbst bemerkbar gemacht. Ja, von unserm Elsaß aus ist mancher Gedanke bahnbrechend für die Menschheit ausgegangen, mancher Geistesfunke hellblitzend ausgefahren, in die Welt der Geister leuchtend und Neues schaffend.

Aber neben all' dem Lichte, dessen wir uns zu dieser Zeit freuen, zeigen sich dem Denker und ruhigen Beschauer noch tiefe Schlagschatten. Mit der *wahren Aufklärung* ist es leider noch nicht dahin gekommen, wo so mancher Menschenfreund unsere Zeit angekommen sehen möchte.

Einen Beweis dafür sollen nachstehende Zeilen liefern, welche ein kleines Bild geben möchten von dem *Aberglauben, wie er sich annoch im Elsaß vorfindet.* Nichts Gelehrtes, noch weniger Vollständiges wollen noch können wir geben, da ja Vieles uns gewiß

entgangen ist, aber allermeist Selbstgehörtes, Selbsterfahrenes, wie es in bunter Reihe, bald in der Kindheit, im Hause, bald bei Bekannten und Unbekannten, bei einer dreißigjährigen Amtserfahrung und im Verkehr mit allen Klassen der Gesellschaft bemerkt wurde. Daß unsere Ansichten auf Widerspruch stoßen, ist mehr als wahrscheinlich; doch das kann uns nicht hindern der Wahrheit die Ehre zu geben, so weit sie zu erkennen uns ist gegeben worden. Also liest man folgendes Urtheil im „Volksfreund“, 1880, Nr. 2, einem zu Straßburg erscheinenden katholischen Blatte, unter dem Titel „Wo das hinaus will“, in einem Berichte über die Vorträge, welche der Volksbildungsverein halten läßt:

„Protestantischer Pfarrer Lambs, ein Elsässer, hatte auf besondern Wunsch des Bildungs-Vereins den „Aberglauben im Elsaß“ zum Gegenstande seines Vortrages gemacht. Er that sich denn auch nicht wenig darauf zu gut, den Aberglauben seiner Landsleute, insbesondere die Marienerscheinungen zu verurtheilen. — Hörte man den Mann mit selbstgefälliger Miene seine Anekdötchen auskramen, so mußte man gestehen, daß er seine Stelle hinter dem Biertisch habe, wenn die Gäste, von einem gelinden Bierrausche dumm, auch den seichtesten Witz als Offenbarung tiefer Weisheit beklatschen.“

Zu dieser wohlwollenden Empfehlung wünscht sich der Verfasser von Herzen Glück, und läßt nun den Leser selbst beurtheilen, inwiefern das Lob des „Volksfreundes“ verdient ist, hinter dessen Witz freilich sein eigener weit zurücksteht.

1. Des Aberglaubens Wesen, Entstehung und Entwicklung.

Die Einen leiten das Wort Aberglauben sprachlich vor Afar, zuviel, ab, und bezeichnen denselben als Zuvielglauben. Nach Anderen ist es falscher, irriger Glaube; wieder nach Anderen ist es Unglaube. Nach Grimm, Pfarrer in Bischweiler (Katechismus, S. 55), ist „Aberglauben nur scheinbar ein Zuviel des Glaubens. Er ist im Grunde Unglauben; denn die Seele, die wahrhaftig auf Gott vertraut, kennt weder das falsche Vertrauen, noch die thörichte Furcht des Aberglaubens." — Jean Paul Richter meint, es sei ein Glaube, dem ein Aber anhaftet.

Der Aberglaube hat wohl von Allem etwas. Es kann aber einem Glauben ein Aber beigesellt, ohne darum gerade Aberglaube zu sein.

So nimmt z. B. der überzeugte Katholik die Verwandlung, während der Messe, bei den Worten des Priesters, als einen der höchsten Glaubensartikel an. Ein nüchterner Reformirter könnte ihm das Sprüchlein Zwingli's entgegenhalten:

Ein Frag eines einfältigen Laienchristen.

Sag mir an, ob du's weist,
Daß Vater, Sun und Geist,
Fleisch und Blut, Brot und Wyn
Alls sammt ein Gott mög syn? —

Und doch kann man den Katholiken, um dieses seines Glaubensartikels willen, nicht abergläubisch nennen.

Irrig war der Glaube der ganzen alten Welt, daß die Erde stille stehe und die Sonne sich um dieselbe drehe. Der gelehrte italienische Professor Galilei, gest. 1642, mußte, weil er das Gegentheil behauptete, im Greisenalter, vor dem Inquisitionsgericht zu Rom, unter Papst Urban VIII., seinen Irrthum abschwören. — Und doch bewegt sich die Erde um die Sonne!

Zu Ende der zwanziger Jahre lernten die Kinder in den Schulen zu Straßburg, aus einem sonst recht guten Lesebuch, daß die Welt aus vier Elementen gebildet werde, nämlich aus Erde, Luft, Feuer und Wasser; und Niemand bestritt dies damals. Heute hat die Wissenschaft ganz andere Elemente zu Tage gefördert.

So behauptete auch, zu Anfang der 50er Jahre, zur Zeit der Kartoffelfäule, dem Verfasser ein Bauersmann aus M., daß diese Krankheit von der Eisenbahn herkomme, indem man jeden Tag 10 Pfund Gift in den Kessel schütte; das bringe dann den bösen Rauch hervor, unter dessen Einfluß die Pflanzen zu Grunde gehen.

Wir nennen das Irrthum, falschen Glauben, aber nicht Aberglauben.

Die heutigen Aerzte verordnen manchmal, daß man ein Glied, dessen Muskeln abzehren wollen, mit Brenn-

nesseln streiche. Jeder weiß, welche Wirkung die Berührung mit Nesseln hervorruft. Es ist das ein wohlfeileres Mittel als Blasenpflaster, oder Berührung mit dem elektrischen Draht, auf jeden Fall leichter auf dem Lande herbeizuschaffen. Wenn der Patient aber das leidende Glied überzwerg damit bestreicht, in dem Wahne, daß dieses „überzwerg" besonders wirke, so treibt er Aberglauben.

Bei Halsschmerzen, im warmen Bette, noch einen wollenen Strumpf um den Hals wickeln, kann sicher nicht schaden. Wenn es aber der linke Strumpf sein muß, dann ist es ein abergläubisches Mittel, weil die heilende Kraft in dem „linken" gesucht wird.

Der sogenannte Wurm am Finger ist etwas oft Vorkommendes; dagegen gibt es Hausmittel, und andere in den Apotheken in beliebiger Menge. Wenn Du aber den Wurm, der im Finger stecken soll, willst todtbeten, dann mißbrauchst Du das Gebet und treibst Aberglauben.

Woher kommt nun dieser Glaube, dem ein Aber anhaftet?

Wir fühlen uns eben, als Menschen, unter dem Einfluß einer höheren Macht, einer übersinnlichen Gewalt, die bald hemmend und furchtbar, bald fördernd und wohlwollend sich uns gegenüber stellt. Der Christ begrüßt dieselbe mit freudigem, kindlichen Glauben als seinen Gott und Vater, in welchem wir leben, weben und sind. Der ungebildete Naturmensch, der Unwissende, der Heide, wird dagegen durch den Gedanken an diese höhere Macht mit Angst und Furcht erfüllt. Dazu stehen wir in unserm Leben vor einer Menge von Räthseln, welche auch die Wissenschaft bis heute nicht zu lösen vermag. Die Seelenkunde hat bei weitem noch nicht ihr letztes Wort gesprochen;

die Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte, die Einsicht in ihre geheimen Werkstätten sind kaum über die Anfänge hinaus.

Es entspringt somit, aus dem Bedürfniß des menschlichen Herzens, bei allen Völkern, zu allen Zeiten, eine gewisse Nothwendigkeit Uebersinnliches, eine höhere, unerklärbare, geistige Macht sich zu denken und zu glauben.

Das ist der gemeinsame Boden, auf welchem Religion und Aberglauben stehen.

Die Religion nun hält einen persönlichen, einigen Gott, als Urheber, Lenker und Regierer der Welt fest. Der Mensch soll ihm dienen, dadurch daß er seinen heiligen Willen in Freiheit vollbringt, und dem hohen Ziele nachstrebt, welches Christus in die Worte zusammengefaßt hat: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist (Matth. 5, 48).

Dagegen läßt der Aberglaube diesen persönlichen Gott, die Vorsehung, in den Hintergrund treten, und verwechselt das Uebersinnliche mit dem Natürlichen, Naturgemäßen. Er schreibt dem Sinnlichen, Menschen oder Dingen, oder auch eingebildeten Wesen, übernatürliche, göttliche Kräfte zu, und bevölkert die Welt mit Gottheiten, deren Gesellen und Helfershelfern, welche mit mehr oder weniger Kraft ausgerüstet sind.

Dazu findet der Mensch in sich selbst die Gedanken, die sich unter einander entschuldigen und verklagen (Röm. 2, 15), diese Stimme des Gewissens, die auch der Roheste zu Zeiten hören muß; er fühlt gleichsam in seinem Herzen den Kampf zweier Mächte, die, je nachdem die Eine oder die Andere siegt, ihn zum Guten oder Bösen hindrängen.

So mußte sich der Glaube an ein böses Prinzip, an eine schädliche Gewalt, der anderen, der allwaltenden, wohlthätigen Vorsehung gegenüber stellen, wie das in den alten persischen, ägyptischen und indischen Religionen der Fall war.

Auf diese Weise entwickelte sich der Begriff des Bösen, personnifizirt in der Schreckgestalt des Teufels, welchen die Einbildung bald mit Hörnern und Bocksfüßen ausstattete, oder auch in Menschen- oder Thiergestalten auftreten ließ, je nachdem dieser Wechsel der äußeren Erscheinung zur Ausübung des Bösen und Schädlichen nothwendig war.

Auch ihm wurden beigesellt aller Arten Geister, Gespenster, Hexen u. s. w., bald in schönen, bald in schauerlich verzerrten menschlichen Formen.

Wo nun das Böse vorherrschend wirkt, oder wirken soll, hat man sich dem Teufel verschrieben, ist dem Teufel verfallen, wird vom Teufel geholt, oder geht als Hexe, Gespenst oder Geist umher. Aus dieser Anschauung hat sich gewiß jener oft angewandte Fluch gebildet: „Dich soll der Teufel holen!“ kann aber auch in der ersten oder dritten Person angewendet werden. Namentlich will man dadurch oft eine Aussage bekräftigen. So hat jener Schwererkrankte dem Dr. B. in B., der ihn besuchte, eines Morgens tiefseufzend geklagt: „Soll mich der Teufel holen, wenn ich diese Nacht nicht mehr gebetet habe, als recht ist!“

Werden diese bösen Mächte, die Früchte der Einbildung und der Furcht, handelnd aufgeführt, lassen sie ihre Macht verspüren, so gelten auch andere als die natürlichen Gesetze. Wir haben es dann mit Teufelsbeschwörungen, Zaubersprüchen, Geister-

citationen, Heilungen durch Sympathie, Besprechungen, Schatzgräberei und Aehnlichem zu thun. Und als Träger dieser Handlungen, als Vollbringer außerordentlicher, widernatürlicher Gesetze, sehen wir Zauberer, Wahrsager, Geisterbeschwörer, Todtenbeschwörer, Teufelsbanner, Hexenmeister, und wie sie Alle heißen mögen.

Somit ist das Gebiet des Aberglaubens unendlich groß. Es streift eng an das Religiöse, greift in Alles ein, begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, und läßt ihn auch dann nicht ruhen, sondern heißt ihn als umgehenden Geist oder Gespenst spucken. Ueberall, wo besseres Wissen, wo wahre religiöse Bildung fehlt, macht sich der Aberglaube breit, gerade wie auch da, wo man den Glauben an Gott zu den Altweibermährchen zählt. Je nach seiner geistigen, sittlichen und religiösen Entwicklung wird daher der Eine Vieles in die Rumpelkammer des Aberglaubens verweisen, oder mit diesem sehr weiten Worte bezeichnen, was der Andere als ächtes Glaubensgold festhält.

Wie alt der Aberglaube ist, können wir schon daraus entnehmen, daß der weise Gesetzgeber des israelitischen Volkes zu verschiedenen Malen davor warnt. So z. B.:

5 Mose 18, 9-12. Wenn du in das Land kommst, welches Jehova, dein Gott, dir gibt, so sollst du nicht lernen thun nach den Gräueln selbiger Völker. Es soll nicht unter dir gefunden werden, der seinen Sohn oder seine Tochter durch's Feuer weihet, der Wahrsagerei treibt, kein Zauberer, noch Zeichendeuter, noch Beschwörer, noch Bannsprecher, noch Todtenbeschwörer, noch (in Geheimnissen) kluger Mann, noch der die Todten befragt; denn

ein Gräuel Jehova's ist Jeglicher, der solches thut. — Israel sollte vom heidnischen Götzendienste und Aberglauben sich ferne halten; darum werden auch die härtesten Strafen den Uebertretern angedroht (2 Mose 22, 18— 3 Mose 20, 6. 27). — Und doch lesen wir von Kinderopfern, wie sie fast bei allen Völkern vorkommen. Man denke an das Opfer Isaaks, die Tochter Jephtha's, und an die Stelle des Propheten Jeremiä 7, 31.

Mit Hilfe der Astrologie deutete man aus der Stellung der Sterne, aus dem Fluge der Wolken die Zukunft, und sah die Finsternisse an Sonne und Mond als von böser Vorbedeutung an. Damit hing die Tagewählerei zusammen, welche die glücklichen oder unglücklichen, günstigen oder ungünstigen Tage zu irgend einem Unternehmen feststellte. Die Zauberei und Beschwörungskunst trieb ihre Werke vornehmlich mittelst Schlangen; die damit verbundene Wahrsagerkunst deutete gewisse Anzeigen und Vorfälle, welche sie entweder hervorruft oder beobachtet (Bewegung von Schlangen, Eingeweide der Thiere, besonders der Leber u. s. w.) Die Todten werden aus der Unterwelt hervorgerufen, um die Zukunft zu enthüllen (die Wahrsagerin von Endor und Saul). Den Träumen wird eine große Wichtigkeit beigelegt; dieselben auslegen und deuten ist sowohl Kunst als Gottesgabe. Auch die Gespenster kennt die Schrift als Seelen der Abgeschiedenen, und Wald- und Feldgeister treiben auch in Kanaan ihren Spuck. Dazu trägt man Amulete als Schutzmittel gegen Zauberei, gegen das böse Auge, gegen Gefahr, gegen Krankheit, und es dienen dazu beschriebene Zettel, Steine, Metallstücke, Holzspänen, Schmuckgegenstände und Anderes.

Auch im Neuen Testamente begegnen wir, Apostelg. 8,

dem Zauberer Simon; Apostelg. 16, der wahrsagenden Sklavin, welche ihrem Herrn viel Geld verdiente. Aber es wird allen diesen Zauberern und Beschwörern in der Offenbarung, 21 und 22, die Hölle verheißen.

Und so geht es weiter und weiter in der Geschichte der Menschheit. Trotz aller Warnungen und Gesetze war der Aberglaube bei den Israeliten zu Hause, mögen sie ihn von den Erzvätern aus Mesopotamien oder aus Aegypten, von den früheren Bewohnern Kanaans oder aus der Gefangenschaft in Babel überkommen haben. Allenthalben und oft unter ähnlichen Formen bei den verschiedensten Völkern, wie bei uns, treten die nämlichen Erscheinungen auf. Aus dem alten Heidenthum ist uns mehr erhalten worden, als Gemeingut, als wir nur meinen. Ja, unsere schönen Christenfeste schließen sich großentheils an heidnische an. Das Weihnachtsfest mit seinem Christbaum knüpft an die Wintersonnenwende, das Julfest mit seinem Feuer, an. Die ersten christlichen Sendboten bei unseren rauhen Vorfahren haben das Frühlingsfest vorgefunden mit seinen Eiern; Pfingsten hat seine Pfingstmaien; zur Sommersonnenwende brannten die Johannisfeuer. Und wie viele Wallfahrtsorte entstanden da, wo berühmte heidnische Haine sich vorfanden; Gnadenorte erhoben sich an der Stelle wo Kelten, Allemannen oder Germanen im Urwald irgend einem Gotte oder einer Göttin opferten. Dazu stammen aus dem alten Indien und Aegypten die Geisterseher mit ihren Spiegeln und die klopfenden Tische. Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne. Unsere Zeit steht mit dem Alterthume noch auf demselben Boden des Aberglaubens. Wie sonst an keiner anderen Stelle begegnen sich Einst und Jetzt, denn die Ueberlieferung ist fest und stetig geblieben im Herzen

der Völker. Auch die alte christliche Kirche, die katholische sowie die protestantische, haben den Glauben an dämonische Gewalten nicht bestritten, vielmehr durch Exorcismen, Beschwörungen, Hexen- und Ketzerprozesse anerkannt, und so ist auch von dieser Seite her reichlich für die Erhaltung des Aberglaubens gesorgt worden.

Schauen wir uns nun unter den Dingen und Gestalten um, an welche der Aberglaube anknüpft.

---

2. Die Erscheinungen am Himmel.

Der Mann des Volkes kennt, was am Himmel ist und dort vorgeht, meist durch die Kalender. Unter diesen tritt als sehr verbreitet und als Wetterprophet gesucht der hundertjährige Kalender uns entgegen, gedruckt zu Reutlingen in diesem Jahr. Derselbe hatte als ersten Herausgeber den Abt Moritz Knauer, von Kloster Langheim im Bambergischen, um's Jahr 1700.

In manchem Hause, in Stadt und auf dem Lande, wurde, und wird noch derselbe zur Hand genommen, um die Zeit der großen Wäsche, dieses allen Ehemännern besonders liebe Ereigniß in der Haushaltung, festzustellen, denn es ist ja von Wichtigkeit dazu schönes Wetter zu haben; oder der Landsmann will wissen, wenn er am Besten mähen oder schneiden, pflügen oder säen könne. Die ganze Weisheit des Hundertjährigen, seine Prophezeihungen über das Wetter beruhen, wie in vielen Kalendern alter und neuer Zeit, auf dem Irrthum von den sieben Planeten, von welchen jeder seine eigene Natur hat und ein Jahr regiert, so daß alle sieben Jahre ungefähr dieselbe Witterung zu erwarten ist.

Diese sieben Planeten sind:

1) Saturn. In gewissen Stellungen erzeugt derselbe feuchte, unfreundliche, kalte Witterung, daher kein gutes Jahr zu erwarten ist; der Wein wird essigsauer. Wie genau das eingetroffen ist, ersieht man an den Jahren 1811 und 1846, in welchen dieser Planet regierte, denn 11er und 46er zählen wahrlich nicht zu den „Rachenputzer".

2) Jupiter, als großer, schöner Stern, bringt ein mehr feuchtes als trockenes Jahr; auch sind alle Früchte etwas verspätet. Meistens gibt es nur einen halben Herbst und der Wein wird gering. Ausnahmen waren aber doch auf jeden Fall 1848 und 1875. Ob die im Herbst auftretenden Krankheiten, Hauptweh und Milchbeschwerung, eintreffen, ist unbekannt.

3) Mars, als Kriegsgott, soll einen meistens widrigen und feindlichen Einfluß ausüben. Die Witterung im Ganzen ist mehr trocken als feucht, daher wenig Heu, aber ein Hauptwein. Bei letzterem hat der Hundertjährige den Nagel auf den Kopf getroffen, denn der 1834er zählte zu den auserlesenen Tröpflein dieses Jahrhunderts.

4) Die Sonne hat natürlich den stärksten Einfluß auf Alles, was auf Erden ist. Ihre Regierung soll darum eine günstige sein für die Gewächse, obgleich zu Ende des Winters eine Menge Krankheiten eintreten sollen. Das Revolutionsjahr 1849 und das Kriegsjahr 1870 möchten jedoch Viele nicht zu den besonders gesegneten rechnen.

5) Venus, der Morgen- und Abendstern, bringt ein feuchtes und warmes Jahr, daher, unter gewissen

Bedingungen, Alles ziemlich geräth. Man versehe sich darum in diesem Jahr wohl mit Wein und Getreide, weil drei Mißjahre auf einander folgen sollen.

6) Merkur, der der Sonne am nächsten stehende Planet, soll nicht so recht gedeihlich für manche Früchte sein. Der Sommer bringt viel Regen. „Nach dem schönen Herbst kommt zu Anfang des Dezembers der Winter auf einmal, ist kalt und schneit bis in Februar, der sich etwas gelind anläßt." — „Der Wein geräth in wenigen Fällen; es gibt selbst dann ein schlechtes Gewächs, wenn sich das Frühjahr auch noch so gut anläßt."

Da Merkur im Jahr 1879 regierte, und richtig uns den langen Winter brachte, so erklären wir uns wohl mit seinen Weissagungen einverstanden, fügen aber hinzu, daß er sich um die Menschheit wenig verdient gemacht hat.

7) Der Mond, den die Alten für einen Hauptplaneten hielten, soll mehr feuchte, als kalte und trockene Witterung bringen. 1880 wird nach dem Wetterpropheten wieder kein gutes Jahr sein. Da wir nichts dazu thun können, so wollen wir in Geduld abwarten, was der liebe Gott über uns verhängt hat.

Im Allgemeinen knüpft der Hundertjährige seine Ergebnisse an so viele „Wenn" und „Aber", daß ihm immer eine Hinterthüre offen bleibt, wenn etwa seine Voraussetzungen nicht eintreffen. Uebrigens, und das muß man anerkennen, warnt der Kalender in der neuern Ausgabe, die muthmaßliche Witterung als unumstößliche Wahrheit anzunehmen.

Die Planeten, je nach ihrer Stellung, zeigen aber nicht allein die Witterung und die Fruchtbarkeit des Jahres an, sondern sie wissen auch, was aus Knäblein

und Mägdelein werden wird, welche unter ihrem Zeichen und ihrer Stellung zu den Sternbildern geboren werden. Es wird damit der unsinnigste Aberglauben gehegt, und ist das ein Ueberbleibsel der einst so blühenden Astrologie. Auf jedem Jahrmarkte, gewöhnlich am belebtesten Theile desselben, kann man ein oder mehrere Tischchen wahrnehmen, an welchen man, über die Zukunft, das Hexenmännchen, ein Glasfigürchen in einer zugestöpfelten Wasserflasche, befragen, oder sich die sogenannten Planeten kaufen kann. Es sind das kleine, bedruckte Papierchen, auf welchen die Eigenschaften und die Schicksale für diejenigen verzeichnet stehen, welche unter dem oder jenem Sternbilde, in dem oder jenem Monat geboren wurden. Selten stehen diese Tischchen vereinsamt da. Heirathslustige Jungfrauen, verliebte Bursche suchen dort zu erfahren, ob das Glück ihnen lächle; auch die Alten gehen nicht sparsam mit dem Groschen um, wenn es gilt den rechten Planeten zu erhaschen.

Daß die Kometen einen guten Antheil an der Weltregierung haben, weil man eben von ihrem Kommen vorher meistens nichts weiß, ist allbekannt. Wenn so ein unsteter Geselle plötzlich, besonders mit großem Schweif, am Himmel erscheint, so gibt es Krieg, oder Pestilenz, oder Theuerung oder Viehseuchen oder andere Plagen. Für den Weinliebhaber zeigen sie einen Ausstich von Wein an. Wer denkt nicht an den Kometen von 1811, dessen Erscheinen mit einem Prachtsherbst zusammenfiel; da mußte der regierende Planet Saturn selbst mit seinem Dreimännerwein die Segel streichen.

So läßt Schiller den Kapuziner, in „Wallensteins Lager“, da er den Soldaten Moral predigt, sagen:

„Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken blutigroth
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter;
Den Kometen steckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenster aus."

Und Göthe im „Götz von Berlichingen", Akt 5, 1:

„Metzler. . . . . Hast du den Kometen gesehen?

Link. Ja, das ist ein grausam erschrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebogener Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blutegelroth.

Link. Hast du die drei Sterne gesehen an des Schwertes Spitze und Seite?

Metzler. Und den breiten wolkenfärbigen Streif, mit tausend und tausend Striemen wie Spieß', und dazwischen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegraust. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwischen die grausamen Gesichter mit rauhen Häuptern und Bärten!

Metzler. Hast du die auch gesehen? Und das zwitzert alles so durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durcheinander, daß einem die Sinne vergehen!"

Auch die Wolken sind zu beachten. Der Glaube an ihre Bedeutung spuckt noch stark in den Köpfen. In den ersten Jahren nach dem Kriege von 1870 wurden oft und viel die rothen Wolken am Abendhimmel besprochen und gedeutet. Man wollte deutlich daraus erkennen, daß der Krieg auf's Neue vor der Thüre stehe. Zuerst waren es die Franzosen, später die Türken, und dann wieder die Russen, welche in unser Elsaß einfallen sollten, und was

Alles dabei in den Spinnstuben und hinterm Wirthstische gefabelt wurde.

Der Mond, von dem ein Liedchen singt:

„Guter Mond, du gehst so stille. . . .“

verschuldet gar Vielerlei, und ihm schreibt man Manches auf das Kerbholz. Ob er nicht ohne Einfluß auf gewisse Naturerscheinungen auf der Erde sei, Ebbe und Fluth des Meeres bedinge, und besonders, wie Jedermann behauptet, das Wetter machen helfe, dessen wir uns freuen oder das wir beklagen, das mag die Wissenschaft herausklügeln. So wäre auch noch zu beweisen, daß der Mond auf den Gesundheitszustand des Leibes einwirke, wie Viele glauben. Daß der Mond jedes Jahr zu Finsternissen Anlaß gibt, wohl auch sich selbst verfinstert, steht in jedem Kalender. Wir wissen aus den Erzählungen der Missionare in den Heidenlanden, wie er die dortigen Bewohner mit denselben in nicht geringen Schrecken versetzt. Neu aber klingt ein Bericht aus dem Ober-Elsaß vom Jahr 1874 oder 1875; darüber schreibt die „Straßburger Zeitung“ jener Zeit, 12. Juni:

„In Oltingen bei Pfirt hatten zwei kleine Mädchen aus dem Monde prophezeit, daß am 10. Juni eine große Finsterniß entstehen, ja daß sogar einige Häuser, „die Wohnungen der Ungerechten“ untergehen, diejenigen aber „der Frommen“ stehen bleiben würden. Je näher der kritische Tag kam, um so mehr sprach man im Dorfe davon, und da man unter Anderm auch sagte, bei dieser Finsterniß würden nur geweihte Wachskerzen brennen, so konnte der Kerzenhändler behaupten, er habe noch nie so gute Geschäfte gemacht. Ja, Etliche meinten sogar, die Ueberlebenden würden dann das Eigenthum der Gottlosen

unter einander vertheilen! — Der 10. Juni kam nun heran, aber statt der Finsterniß heller Sonnenschein; die Prophezeiung und die goldenen Träume waren also zu Schanden geworden. Aus Freude darüber veranstalteten nun die glücklich Geretteten einen Maskenzug durch's Dorf. . . . . Es wurde an jenem Tage in den Oltinger Wirthschaften mehr wie je getrunken, aber Alles verlief ohne Unruhen in der gemüthlichsten sundgäuer Weise. In der Nacht wurden noch zum Ueberfluß an Häuser und Brunnen verschiedene Pasquillen auf die falschen Propheten angeschlagen, deren Inhalt mir nicht bekannt ist, da ich leider noch keinen dieser Spottzettel auftreiben konnte."

Der Verfasser erinnert sich, auf einer kleinen Fußreise mit einem seiner Freunde, ganz etwas Aehnliches im Dorfe Lichtenberg vernommen zu haben, von einer Finsterniß, die habe eintreten sollen; die Krämer waren bald mit ihrem Kerzen-Vorrathe zu Ende, so daß in dem nicht allzufernen Ingweiler noch eine gute Menge Lichter angekauft wurden, um eine Finsterniß zu überstehen, die nur in den Köpfen etlicher einfältiger Leute zu suchen war.

Der alte Glaube will, daß man bei abnehmendem Monde Alles thue, was abnehmen, bei Zunehmendem, was zunehmen soll, wie pflanzen, säen, Hochzeit machen, Nägel beschneiden, die Haare abschneiden, Aderlassen, bauen, schlachten, und dergl. mehr.

3. Die Zeiten, Tagewählerei, Aderlassen.

Monate und besonders Tage sind, wie die Dinge am Himmel, sorgfältig zu beachten; von der Wahl derselben hängt gar Vieles ab.

Die Zeit der Sonnenwende war von Alters her wichtig, namentlich die Jul- oder Weihnachtszeit. Die Tage zwischen Weihnachten und dem Drei-Königsfeste, vom 25. Dezember bis 6. Januar, kündigen das Wetter an für das ganze Jahr. Um zu erfahren, welche Monate trocken, welche naß sind, verfährt man oft auf dem Lande einfach also: Man schneidet eine oder mehrere Zwiebeln so, daß man 12 ordentliche Schnitten oder Schalen erhält, bestreut dieselben mit Salz, und stellt sie der Reihe nach auf das Fensterbrett; sie stellen die zwölf Monate vor. Wo nun das Salz sich löst, Regenmonat, wo es wenig zergeht oder trocken bleibt, trockener Monat. Probatum, wo's zutrifft!

Während dieser Zeit stellt man auch das Spinnrad bei Seite, doch muß die Kunkel abgesponnen sein. In der Neujahrsnacht soll man in seinen Garten gehen, und den Bäumen das Neujahr wünschen, so gibt es viel Obst.

Am Gründonnerstage muß man neunerlei Kräuter essen, sonst bekommt man das Fieber.

Um die Krätze zu vertreiben, soll man am Charfreitag in fließendem Wasser baden.

Wer am Himmelfahrtstage arbeitet, und es kommt ein Wetter an den Himmel, der muß befürchten, vom Blitz erschlagen zu werden, wie mich eine alte Waschfrau in B. versicherte.

Am St. Jakobstage, 25. Juli, muß man Knoblauch essen, sonst lebt man das Jahr nicht aus.

Was man in der Nacht von St. Andreas, 30. November, träumt, das erfüllt sich gewiß.

Die St. Thomasnacht, 21. Dezember, ist heilig; in derselben gehen wunderliche Dinge vor.

Wenn drei Tage nach Weihnachten die Sonne scheint, und es stirbt ein Kind noch vor Neujahr, so wird das folgende Jahr ein böses und gefährliches für die Kinder.

Am Johannistage soll man nicht im Keller und im Wein hantiren, sonst ist kein Segen. Aber mit dem Thau, der am Johannistag gefallen ist, soll man das Gesicht waschen, das vertreibt die Sommersprossen.

Am Ostersonntag früh hüpft die Sonne, wenn sie hinter den Bergen aufgeht, dreimal, wie mich ein alter Bauer in M. versicherte.

Bekannt sind noch als Wetterpropheten der Matthiastag, 24. Hornung, als Eisbrecher; „find er keins, so macht er eins.“

St. Georg, 23. April, und St. Marx, 25. April, drohen viel Arg's. Am St. Georgstage soll auch das Korn so weit voran sein, daß eine Krähe sich darin verbergen könne.

Im Reblande achtet man besonders auf die drei Weinheiligen, Pankratius, Servatius, Bonifazius, 12.-14. Mai, welche für einen guten oder schlechten Herbst wichtig sind.

Der St. Medardus bestimmt das Wetter insofern als, wenn an diesem Tage Regen fällt, es sechs Wochen lang regnet.

Auch wird gesagt:

Regnet's am Sonntag vor der Miß (Messe),
So regnet's die Woche gewiß.

Daß der Regen im Mai zum Wachsen hilft, bezeugen die Kinder, die fröhlich auf der Straße im Mairegen herumspringen und jubeln:

Majeräie mach mi groß,
Bin e kleiner Stumbe,
Steck mi unter d'Lumbe!
„D'Lumbe sinn ze klein."
Steck mi unter d'Stein.
„D'Stein sinn ze kalt."
Steck mi in de Wald.
„Der Wald isch ze finster."
Steck mi unter's Minster.
„S'Minster isch ze groß."
Steck mi in e Bloß.
„D'Bloß isch nidd hell."
Steck mi in e Budäll. — (Straßburg.)

Doch genug vom Wetter. Unter den glücklichen Tagen steht der Sonntag oben an. Sonntagskinder sind Glückskinder. Auch können sie, wie die im Advent oder zu Fastnacht Geborenen, Geister und Gespenster sehen.

So sagt der Lizenziat in Arnold's „Pfingstmontag“:

„S'isch mer e Krytz, daß ich e Fastnachtskind so bin,
Do sich i, leider, hell als dene Saddans Grauel,
Erkenn glych's fyri Kalb un jede schwarze Beaujel
Wo e Hex drinn steckt, s'Stadtdier un's Wüdeheer
Un's Rössel mit drei Beine, wo als vom Bunggeweer
Naa raßt bis an den Kran!“ . . . . . .

Der Montag hat's mit dem Monde; er bringt kein Glück. Mondwechsel, Laune, Glückswechsel!

Dienstag und Donnerstag dagegen sind glückliche Tage, wie der Sonntag. Deßwegen man sie auch, im Elsaß, am liebsten zu Taufen und Hochzeiten benutzt.

Der Mittwoch aber und der Freitag, obgleich Straßburgs große Markttage, genießen keines guten Rufes.

Am Mittwoch soll man, wie eine Dame auf der Eisenbahn zwischen Straßburg und Vendenheim behauptete, nicht heirathen, sonst bekommt man zu viele Kinder. Man soll an diesem Tage überhaupt nicht heirathen.

Eine am Freitag geschlossene Ehe wird keine glückliche. Zwar haben der Prinz von Edimburg und der Großfürst von Rußland an einem Freitage geheirathet; so hohe Leute können sich eben über Vieles hinaussetzen! Dagegen soll man am Freitag die Nägel beschneiden, das bringt Glück und schützt vor Zahnweh.

Auch soll ein Jahr, das mit einem Freitag beginnt und aufhört, nach alter Sage, ein außerordentliches sein. 1875? —

Daß man am Freitag nicht auf Reisen gehen soll, ist eine ausgemachte Sache, denn es ist und bleibt ein Unglückstag.

Auch der Samstag, als der Vorabend des Sonntags, kann Unglück bringen, wenn man ihn zu grober

Arbeit benutzt. So klagte sich die alte Frau W. in N., welche noch am Samstag bei der Dämmerung im Keller an den Kartoffeln hantiren wollte, und dabei die Treppe hinab stürzte und beide Hände brach, an, daß sie das als eine Strafe Gottes betrachte, weil man am Samstag Abend alle Arbeit einstellen solle.

Sonst wird in unseren bürgerlichen Haushaltungen am Samstag der Küchenschrank geleert und mit den Speiseresten aufgeräumt, dann gibt es schön Wetter. —

Nach gewissen Zeiten regelte sich denn auch das noch vielfach auf dem Lande angewandte Aderlassen und Schröpfen. Dieses einst so viel beliebte Mittel ist heutzutage bei den Krankheitsfällen, in welchen Fieberzustände sich kund geben, von den Aerzten und ihrer Wissenschaft beinahe aufgegeben. Man erreicht ja besser und schneller sein Ziel auf andere Weise. Das Schröpfen und der Aderlaß gehören aber dem in Allem conservativen Geschlecht unserer Landsleute noch immer zu den Bedürfnissen eines gesunden Lebens. Ein sonst kerngesunder Bauersmann, den höchstens etwas Rheumatismus plagt, meint, er müsse am günstigen Tage zum Bader gehen, um sich, wie er sagt, das schlechte Blut zwischen Haut und Fleisch abzapfen zu lassen. Auch manche hoffnungsvolle Mutter glaubt, ohne daß ihr das Mindeste fehlt, sich einem Aderlaß unterziehen zu müssen.

Früher fand sich daher auch in jedem unserer Kalender das sogenannte Aderlaß-Männlein vor, eine Figur, umgeben von den 12 Himmelszeichen, wovon ein jedes einzelne als günstig zum Aderlaß angesehen wurde, je nachdem man an dem oder jenem Körpertheile litt. Freilich wurde in den Kalendern selbst aus einander gesetzt, daß Aderlassen nicht immer und allenthalben an-

wendbar sei, daß dasselbe oft schädlicher als nützlich wirke; aber, „da jedoch manche Landbewohner noch nicht aufgeklärt genug sind, um diese Wahrheiten einzusehen, so folgt die Aderlaß=Tafel mit den Himmelszeichen, nach welchen sich richten mag, wer einen Beruf dazu fühlt.“



Und da hieß es denn:

Wenn der Mond in dem Zeichen geht,
Das grade diesem Glied zusteht,
Das Zeichen zeigt das Laßmännlein,
Drum laß dir gut gerathen sein.

Gute und böse Zeichen.

Der Widder ist gut, doch meid das Haupt.
Der Stier ist bös, den Hals dir raubt.
Die Zwilling nehmen d'Schultern ein
Und schaden auch den Händen dein.
Krebs mittelmäßig, weil er hat
Mitt'n im Milz und Magen statt.
Der Löw ist bös, denn Herz und Rucken
Mit seinem Rachen thut verschlucken.
Die Jungfrau bös in Bauch und Därmen,
Sie oft anrichtet großen Lärmen.
Die Wag ist gut, doch rath ich dir:
Die Blas und Nieren nicht berühr.
Der Skorpion ist mittelmäß,
Weil er zur Scham führt und zum G'jäß.
Der Schütz ist gut, doch bringt sein Pfeil
Den Hüften Schmerz in aller Eil.
Der Steinbock bös, doch mit Bescheid,
Weil er die Kniescheib gern verleidt.
Gut lassen ist im Wassermann,
Doch auch die Kniescheib greift er an.
In Fischen laß nicht an den Füßen,
Weil es dir wenig thut ersprießen.

Dazu:

Was vom Blut nach dem Aderlassen zu muthmaßen sey?

1. Schön rothes Blut mit Wasser bedeut Gesundheit.
2. Roth und schaumig — vieles Geblüt.
3. Roth mit schwarzem Ring — Kopfweh, Hauptweh.
4. Schwarz mit Wasser überschwemmt — Fieber.
5. Schwarzschäumig — kalte Flüsse, böse Feuchtigkeit.

6. Weißlicht — Blutverschleimung; dicke Feuchtigkeiten und Flüsse.
7. Grünes Blut — viel Galle, oder Weh zum Herzen.
8. Wasserichtes — bösen Magen; schwache Leber.
9. Gelbes — Leberschaden; zu viel Herzwasser.
10. Blaues — Milzschaden, Melancholey.
11. Dick, hart und zähes — Verstopfung, Melancholey.
12. Schwarz mit einem Ring — das Zipperlein.

Wenn nun auch dieser Unsinn nicht mehr im Kalender steht, Gott sei Dank, so ist er noch nicht allenthalben aus dem Gedächtniß entschwunden. Wie sonst regelt man noch die Aderlaßtage nicht sowohl nach dem Befinden als nach dem Kalender.

So ist einmal einem alten Maurer, R. aus H., das Aderlassen und Schröpfen gründlich schlecht bekommen, weil auch er meinte, im Frühjahr müsse er sich das böse Blut abziehen lassen. Er wanderte wohlgemuth zu einem Bader über Feld, etwa eine Stunde weit, nach K. Derselbe ist aber eben auswärts, doch werde er bald zurückkommen, heißt es. Der alte R. setzt sich daher, um keine Zeit zu versäumen, in's Bad. Doch der Bader bleibt länger aus, als man geglaubt hatte. Das Bad wird einstweilen kalt. Der Alte erstarrt beinahe darin; seine Muskeln ziehen sich zusammen, und das Ende vom Liedchen war, daß er Zeit seines Lebens als Krüppel einhergehen mußte, nachdem man ihn als unheilbar aus dem Spital in Straßburg entlassen hatte.

4. Die Thierwelt.

Auch die Thiere spielen ihre Rollen auf dem weiten Felde des Aberglaubens. Auch sie entscheiden oft über Glück oder Unglück, bringen Gunst oder Schaden.

Hier das in Erfahrung Gebrachte, das leicht zu vermehren wäre.

Der Schweineheerde früh Morgens beim Ausgehen oder Ausfahren begegnen, bringt Unangenehmes. Darum auch eine gewisse Dame stets umkehrte, wenn Schweine ihr entgegen kamen. Der Schafheerde aber begegnen, bedeutet etwas Gutes.

Daß die Pferde die Hexen oder Geister wittern, hat uns ein Fuhrmann erzählt, dessen Pferde, bei B., nicht mehr weiter wollten, da sich ihnen etwas in den Weg stellte. Er selbst zwar wollte nichts gesehen haben, aber seine Pferde konnten nicht weiter voran, bis die unheimliche Erscheinung sich entfernt hatte.

Fremde oder verlorene Hunde, wenn sie vor einem Hause heulen, zeigen Unglück oder Tod an. Läuft ein Hund zwischen zwei Freunden durch, so wird die Freundschaft getrennt.

Ziegen, am liebsten schwarze Böcke, stellt man zum Schutze gegen Krankheit und Seuchen gerne in Pferdeställe. Ja, ein gewisser Bürgermeister, um des Sündenbocks Segen voll zu machen, wollte, daß der erste aus seinem Hause, welcher Morgens in den Stall trete, mit dem Vieh bete!

Im Unterlande dagegen behält man keine Ziegenfelle im Hause, weil sonst das „Hexeweh" nicht heilt. Oft kommen zu einem uns bekannten Kappenmacher Leute, welche ihn befragen was Ziegen- oder Schaffell sei, da sie ersteres unter keiner Bedingung zum füttern ihrer Pelzmützen nehmen würden.

Katzen, namentlich schwarze, stehen im Verdacht mit Hexen oder dem Teufel in Verbindung zu stehen. Wer Katzenhaare mit den Speisen verschluckt, bekommt die Schwindsucht. Putzt sich die Hauskatze, so gibt es Besuch.

Ein Hase, der einem über den Weg läuft, bedeutet Mißgeschick. Hasenfett heilt böse Finger, und zieht sogar Splitter heraus, die man sonst nicht herausbringen könnte.

Viele Mäuse im Lande bedeuten fremde Völker oder Krieg.

Maulwürfe muß man in der Hand sterben lassen, um diese vor Krankheit zu schützen, oder um sie zu heilen.

Eidechsen über die Hand laufen lassen, macht geschickte und flinke Näherinnen.

Unter den Vögeln ist der Rabe zu den unheilbringenden zu rechnen. Von Voltaire wird erzählt, daß er jedesmal traurig nach Hause zurückkehrte, so oft zur Linken im Felde die Raben gekrächzt hatten. Der Rabe,

im Stalle angenagelt, soll vor Krankheit schützen. Er wittert die Todten, und fliegt mit Geschrei über ein Haus weg, in welchem ein Leichnam liegt.

Auch die Eule und deren ganzes Geschlecht steht nicht hoch in Gnaden. Sie verkündet durch ihr heiseres Geschrei in der Nacht den Tod eines Menschen. Man nagelt sie mit ausgebreiteten Flügeln an die Scheunenthore, um Unglück zu verhüten. In wie manchem Dorfe kann man dieses Wahrzeichen des Aberglaubens erblicken; und doch sollte man gerade auf dem Lande die Eulen schützen, ja hegen, denn es gibt keine besseren und eifrigeren Mäusefänger im Feld und in den Scheunen, wo sie den Tag über sich verborgen halten.

Auch die Fledermaus, freilich kein Vogel, theilt den Abscheu der Menschen, wird oft an Scheunenthüren angenagelt getroffen; auch sie sollte der Landmann schützen, denn sie nährt sich beinahe ausschließlich von den weißen Nachtfaltern, welche so gerne in Bienenstöcke eindringen und mit dem von ihnen stammenden Gewürm dieselben zerstören.

Der Kukuk, den wir so gerne im Frühling im Walde hören, ist ein Betrüger, denn er legt seine Eier in fremde Nester. Sein Name ist mit dem Bösen gleichbedeutend. Daher die Wünsche: „Geh zum Kukuk“; „des Kukuks werden“, gleichviel als höchst ungeduldig sein; darum auch, wie man im Elsaß sagt: „zum Guxel“!

Die Gans war ehedem ein geheiligter Vogel; sie trat in späteren Zeiten an Martini, einst das Herbstfest der alten Germanen und zu Ehren des heiligen Martin in ein christliches Fest umgewandelt, an die Stelle des Pferdeopfers für Wuotan, und ist uns noch als lieblich duftende Martinsgans erhalten.

Die Storchen, wenn sie ihr Nest auf ein Haus bauen, auch wenn sie das Dach noch so sehr beschmutzen, bringen dem Hause Glück.

So auch die Schwalben und Rothkehlchen; deßwegen wird es gern gesehen, wenn sie ihre Nester am Hause oder im Schuppen bauen.

Von Insekten führen wir nur Folgendes an: Der Marienkäfer (Herrgottsvöjele) ist heilig; man soll ihn nicht tödten.

Die Heimchen oder Grillen, welche gerne am warmen Heerd sich einnisten und durch ihr Gezirpe einem die Ohren bearbeiten, bringen Glück und Segen in das Haus.

Die Bienen sind am heiligen Christabend unruhig in ihren Stöcken; sie wissen etwas von dem heiligen Christ; man soll ihnen den Tod des Hausherrn ansagen.

Die Spinnen bilden ein von Vielen verabscheutes Geschlecht. Die Hausfrauen stehen mit denselben auf dem Kriegsfuße, und verfolgen sie mit Kehrbesen und Scheuerlappen; zum Glück sehen die Mägde gewöhnlich ihre Gewebe nicht. In den Ställen läßt man sie gerne ihre Netze spannen, denn sie bringen Glück. Man hängt sie auch in einem Säckchen an den Hals, um Krankheiten zu verhüten. Die Spinnen sind Zukunftspropheten. Trifft man sie des Morgens an: matin, chagrin; — midi, souci; des Abends aber: soir, espoir! — Ist jedoch in dieser Hinsicht kein Verlaß auf ihr Erscheinen, so darf man ihnen desto eher als Wetterpropheten glauben. Und hierin sind sie, wie manche Thiere, untrüglich. Die Spinnen sind so gut wie ein Barometer, wenn man ihr Thun und Treiben ernstlich beobachten will.

Lebendige Läuse auf einem Todten zeigen an, daß bald wieder Jemand in der Familie sterben wird. Was der Verfasser zu mehreren Malen auf dem Lande in dieser Hinsicht geschaut hat, ist fürchterlich; doch für die Prophezeiung kann er keine Thatsachen anführen.

Das aber hat er gehört, daß, wenn man des Morgens ungewaschen in den Stall geht, bekommt das Vieh Läuse.

5. Die Pflanzen.

Wer hätte nicht schon auf seinem Spaziergange ein vierblättriges Kleeblatt gefunden? — das bedeutet Glück, ein fünfblättriges aber verheißt nichts Gutes. Doch wenn eine heirathslustige Jungfrau ein solches findet, soll sie es in den linken Schuh legen, dann den ersten jungen Menschen, dem sie begegnet, nach seinem Namen fragen; es wird der Name ihres Zukünftigen und Ersehnten sein.

Das Gänseblümchen, Sternblume, haben gewiß schon alle Mädchen in einem gewissen Alter abgezupft. Köstlich schildert das Göthe im „Faust", in der Szene im Garten:

(Faust und Margarete gehen spazieren.)

„Margarete. Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Faust. Was soll das? Einen Strauß?

Margarete. Nein, es soll ein Spiel.

Faust. Wie?

Margarete. Geht! ihr lacht mich aus. (Sie rupft und murmelt.)

Faust. Was murmelst du?

Margarete (halb laut). Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust. Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete (fährt fort). Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht. — (Das letzte Blatt ausrupfend). Er liebt mich.

Der Rosmarin auch spielt eine große Rolle im Liebesleben, in der Familie. In wie vielen Gärten unserer Dörfer, im Sommer, auf wie vielen Fensterbrettern im Topfe wird nicht ein Rosmarinstock gepflegt! Rosmarin ziert die Brust der Taufpathen, ziert Braut und Bräutigam bei der fröhlichen Hochzeitfeier, nachdem die Hochzeitlader schon sich damit geschmückt hatten. Die Träger eines Todten halten ein Zweiglein davon in der Hand, um es dann auf den Sarg im Grabe zu werfen. Ein Stäudtlein nehmen die Frauen mit in die Kirche im Gesangbuch. Auch dem Geistlichen wird bei Trauungen, in manchen Gegenden, zu dem üblichen Schnupftuch, das ihm auf den Altar gelegt wird, ein Zweiglein Rosmarin gespendet.

Der Hollunder war ein wichtiger Baum bei den alten Deutschen; sein Holz wird noch zu sympathischen Kuren verwendet. Im Hause darf er jedoch nicht verbrannt werden, sonst krepiren die Pferde.

Die Hauswurz wird oft auf Mauern oder Dächern gepflanzt; sie soll gegen Feuer behüten.

Den Wachholder braucht man zu Räucherungen gegen Hexenzauber.

Gelbrüben, unbeschrien im Kamine getrocknet, helfen gegen die Gelbsucht.

---

6. Die Zahlen.

Gewisse Zahlen sind von Alters her bedeutsam gewesen.

Die Zahl drei ist eine heilige Zahl bei beinahe allen Völkern. Zauberei und Sympathie-Kuren werden in den drei höchsten Namen verrichtet. Gewisse Zaubersprüche müssen dreimal gesagt werden, wenn sie wirken sollen.

Sieben, auch eine heilige Zahl, ist zugleich Zauberzahl. Schon bei den Juden kam sie immer wieder vor. Am 7. Tage ruhete Gott nach der Schöpfung. Drum war der 7. Tag der heilige Tag, der Sabbath. So hat die Woche 7 Tage; es gibt 7 Himmel; im 7. Himmel wohnt Gott; 7 waren der fetten Jahre in Aegypten, 7 der mageren; 7 Jahre diente Jakob bei Laban um Rahel, um erst nach 7 anderen sie zu ehelichen; 7 Stammväter zählt man bis Moses; 7 Arme hatte der Leuchter im Tempel zu Jerusalem; 7 Wunderwerke zählte die alte Welt; 7 freie Künste galten im Mittelalter; Rom ist auf 7 Hügeln erbaut; am Himmel glänzt das Siebengestirn; 7 Weise hatte Griechenland einst aufzuweisen. Und so geht es fort mit den 7; denn auch 7 Kardinaltugenden gibt es, so gut wie 7 Kardinallaster oder Todsünden. Und

was eine böse Sieben ist, muß man einen damit geplagten Ehemann fragen.

Nun soll sich die Natur des Menschen alle 7 Jahre verändern und erneuern; deßwegen auch bei Krankheiten der 7. oder 3 × 7 der 21. Tag von Bedeutung sein soll. Auch schließt die Kindheit mit dem 7. Jahre ab, darum geräth auch die Saat wohl, wenn man aus einem Säetuch säet, das ein Mägdlein vor ihrem 7. Jahre gesponnen hat.

Die Zahl 9, als 3 × 3, erscheint bei Zaubermitteln, zu welchen neunerlei muß genommen werden; so ist die Zahl 99 wohl die heilige Zahl der Apotheker geworden.

Endlich ist es die Zahl 13, welche als Unglückszahl dasteht. Warum aber von 13, die an einem Tische sitzen, einer im Laufe des Jahres sterben muß, ist nicht recht erklärlich. Gewöhnlich deutet man diesen Aberglauben also: Jesus saß, in der Nacht vor seinem gewaltsamen Tode, mit seinen 12 Jüngern beim Osterlamm; da aber einer derselben hinging ihn zu verrathen, so mußte er sterben. Was aber hat das mit einem gewöhnlichen Mittagessen zu schaffen? Daß es der Beispiele viele gibt, wo in der That einer von 13 im Laufe des Jahres von Gott abgerufen wurde, wissen wir aus eigener Erfahrung; dagegen aber kennen wir Familien, wo Jahre lang diese Zahl 13 am Tische erschien, und es ist keines mit Tod abgegangen.

7. Sonstige gewöhnliche Dinge.

Alles auch hier zum Segen, zur Freude, oder zum Unsegen und Mißgeschick, wie es durch einander im Leben vorkommt.

Hat der Docht des Lichts eine Rose, so kommt bald ein Brief.

Einen Brief oder Besuch erhält man, wenn einem beim Schreiben die Feder auf den Boden fällt, und mit der Spitze stecken bleibt. (Ist wohl neuern Ursprungs und mit den Stahlfedern aufgekommen.)

Wenn den Kindern die Strümpfe an den Beinchen herunter hängen, mahnt man sie in Straßburg, diese wieder heraufzuziehen, sonst gibt es Regen.

Wenn man Eier gegessen hat, muß man die Schalen zerdrücken, sonst gibt es böse Geschwüre.

Bei Tisch das Salzfaß umwerfen, deutet auf Verdruß oder Händel.

Wenn zwei sich mehrere Male an demselben Tage auf der Straße begegnen, so ist Einer dem Andern etwas schuldig.

Kühle Hände deuten auf ein warmes Herz.

Wer viel schimmlich Brod ißt, der wird alt; wird auch so angeführt: wer lange Brod ißt, wird alt; was übrigens kein Aberglauben ist.

Wenn einer Person die Ohren klingen, so wird von derselben gesprochen.

Wenn Jemand etwas erzählt, und nießt dazu, dann ist's wahr.

Des Morgens dreimal nüchtern nießen bringt Glück.

Die weißen Punkte an den Nägeln, welche sich manchmal bei Kindern oder jungen Leuten zeigen, geben die Zahl der Jahre an, welche man noch zu leben hat.

Wen es in der Handfläche juckt, der bekommt bald ein Geschenk.

Mit dem linken Fuß des Morgens zuerst aus dem Bette steigen, ist nicht rathsam, denn es geht sonst Alles an dem Tage einem in die Quere.

---

8. Die Kinder, der Brautstand, das eheliche Leben.

Kinder, die viel schreien, und über dem Schreien manchmal den Inhalt ihres eben Genossenen von sich geben, sind Schreikinder, Gedeihkinder.

Kinder, welche eine blaue Ader über der Nase haben, leben nicht lange.

Kinder soll man nicht um ihrer Stärke oder ihres guten Aussehens willen beloben, ohne dazu zu sagen: Unbeschrieen, unberufen (unbschraue!), sonst geschieht dem Kinde ein Leid.

So ruft, im „Pfingstmontag", der Lizenziat:

„Duen Si mi so nit bschreye —
Sunst gitt's en Unglück noch!"

Wenn eine Wöchnerin spinnt, so wird ihr Kind gehenkt!

Wenn man über ein Kind wegschreitet, so wächst es nicht mehr.

Wenn einem kleinen Kinde von seiner Mutter die Nägel abgebissen werden, dann wird es nicht stehlen.

Wer Glück hat im Spiel, hat Unglück in der Ehe, oder umgekehrt.

Wer, vor dem Thee, Zucker in die Tasse nimmt, bleibt ledig.

Wer das Brod krumm schneidet, bekommt eine bucklige Frau.

Wenn beim Spazierengehen einem Mädchen Dornen in dem Kleide hängen bleiben, so heirathet es einen Wittwer.

Wer den Trauring verliert, hat eine unglückliche Ehe; so auch, wenn der Braut der Kranz vom Kopfe fällt, ist Unglück zu erwarten.

Wenn es beim Kirchgang regnet, so bedeutet das viele Thränen für die Zukunft.

Wenn eine Braut abgeholt wird, soll sie keinen Umweg machen, sonst wird sie kein Glück haben.

Wer von seinem Hochzeitbrod aufbewahrt, dem geht das Brod nie aus.

Wenn eine Frau ihr Strumpfband auf der Gasse verliert, so ist ihr Mann oder Liebster nicht getreu. Wahr ist das Sprüchlein:

Wohl mancher Weiber Schlamperei
Macht manche Männer ungetreu;
Drum hütet euch vor Schlamperei,
Dann bleiben auch die Männer treu!

9. Die kirchlichen Dinge und Handlungen.

Auch die Dinge und Handlungen, welche über allem Aberglauben erhaben sein sollten, werden durch denselben berührt.

Die Neugeborenen sind Manchem ausgesetzt, man schützt sie daher durch das Zeichen des Kreuzes; dann bleibt der Böse fern.

Mit dem Austragen des Kindes an die freie Luft muß man sich nicht beeilen, sonst fällt es dem Teufel in die Krallen.

Darum bringt man es, je eher je lieber, zur Taufe. Die Befriedigung über den dem Kinde gewordenen Schutz drückt man gewöhnlich mit den Worten aus: „So, jetzt hat das Kind sein Sach.“ — Nach der Taufe wird das Kind stille, es ruht. Das zur Taufe gebrauchte Wasser hat eine besondere Kraft; es wirkt heilend. Zwei Kinder soll man jedoch nicht mit demselben Taufwasser taufen, sonst stirbt eines derselben.

Wenn etliche Kinder aus derselben Familie hinter einander gestorben sind, und wird wieder eines geboren, so soll man, so es ein Knabe ist, denselben Adam taufen; ist es ein Mädchen, Eva; so bleiben sie am Leben.

Frauen in gesegneten Umständen soll man nicht zu Pathinnen nehmen, sonst gibt es ein Unglück.

Wenn die Mutter eines Kindes bei der Geburt stirbt, so kommt sie noch sechs Wochen lang, um Mitternacht, um dasselbe zu stillen.

Die ungetauft gestorbenen Kinder begräbt man unter die Dachrinne des Kirchendaches, den sogenannten Hexenstreifen, damit sie, im Schutze der Kirche, dennoch getauft werden und nicht verloren gehen.

Das Abendmahl läßt man oft einem Schwerkranken als Heilmittel reichen, weil der Arzt, wenn er überhaupt gerufen worden ist, nicht helfen konnte. Oder man läßt es ihm geben, damit er „sein' Sach' habe"! gleichsam als Laufpaß für die Ewigkeit. Oder auch die etwaigen Hinterbleibenden hoffen, daß, nach dem Genusse des Abendmahles, der Kranke bald sterben werde. Es wird uns dadurch erklärlich, warum manche Kranke, die sich gerne in den gesunden Tagen an dem Abendmahl betheiligten, von dieser heiligen Handlung auf dem Krankenbette nichts wissen wollen. Wie ungern doch der Mensch sich von diesem Leben trennt!

10. Das Wissen der Zukunft, Kartenschlagen, Träume.

Gott hat uns in seiner unerforschlichen Weisheit und Liebe verborgen, was da geschehen solle.

Gerade aber deßhalb will der Mensch selbst, auf seine Weise, den Schleier lüften, und dazu dienen ihm mancherlei Mittel. „Bist du nicht auch schon, lieber Leser, in stiller Einsamkeit der Nacht kartenschlagend oder bleigießend oder looswerfend damit beschäftigt gewesen, den künftigen Freier zu ergründen? Alle diese Mittel zur Errathung kommender Dinge sind Reste grauen Heidenthums." So fragt und sagt Scheffel, Anmerkung 133 zu seinem Ekkehard.

Die dem Spieler so beliebten Karten, wie oft werden sie zur Hand genommen um der Zukunft Räthsel zu lösen! Man legt sich selbst die Karten, oder wendet sich an eine Kartenschlägerin, die in keiner Stadt, keinem Dorfe fehlt. Diese treibt ihr Gewerbe aus Liebhaberei oder um des Erwerbes willen. Alle Verbote dagegen, alle ausgesprochenen Strafen, diesen Sybillen das Handwerk zu legen, haben bis heute wenig oder gar nichts gefruchtet.

Man will eben betrogen sein, und der Himmel weiß, wie viele Tausende sich so an der Nase herumführen lassen, ihr gutes Geld dafür hergeben, Ruhe und Frieden des Herzens in die Schanze schlagen, um am Ende Nichts zu erfahren.

So ist uns, als verbürgte Thatsache, von einem Postdirektor aus dem Unter-Elsaß erzählt worden, da demselben ein untreuer Unterbeamter Geld aus der Kasse entwendet hatte, daß er sich, um Dieb und Geld zu entdecken — an die Polizei gewendet habe? — Fehlgeschossen! Er reiste nach Straßburg zu einer Kartenschlägerin, und dort erfuhr er — Nichts! — „Und Geld und Beutel sah er niemals wieder.“

Auch aus den Linien der Hand kann man sein Schicksal erfahren. Oft geben sich mit diesem Wahrsagen die Zigeunerinnen ab, die unsere Dörfer durchwandern. Man liebt sie nicht, man fürchtet sie eher; die schlauen Weiber wissen aber sehr gut auf die Dummheit oder Unwissenheit der Leute zu spekuliren, und sich für ihre Kunst in Milch, Butter, Eier, Speck u. s. w. bezahlt zu machen. Traurig erging es in Folge solcher Wahrsagerei einer Frau eines allgemein geachteten Mannes in einer Gemeinde bei G. im Ober-Elsaß. Dieselbe wurde auf dem Spaziergang von einer alten Zigeunerin aufgehalten und angesprochen, und ließ sich endlich, nachdem sie sich zuvor geweigert hatte, aus der Hand wahrsagen. Zum Schlusse erfuhr sie von der Megäre, daß ihr Gemahl ihr untreu sei und nach ihrem Absterben seine neue Flamme heirathen werde. Diese Enthüllungen versetzten die Frau in große Aufregung; Eifersucht und Mißtrauen setzten sich in ihrem Herzen fest. Die Arme wurde zuletzt tiefsinnig, dann völlig geisteskrank, und versuchte sich das

Leben zu nehmen. — Eine bis jetzt glückliche Ehe war zerstört! (Straßb. Ztg. 1874. Jänner.)

Wie man aus dem Kaffeesatz die Zukunft heraus lesen könne, ist uns nicht bekannt worden. Es wird erzählt, daß der als Freigeist bekannte Herzog Philipp von Orleans, während er in der Revolutionszeit im Gefängniß zu Paris eingesperrt war, aus dem Kaffeesatz sich weissagen ließ, ob er freigesprochen oder hingerichtet werden würde.

Allbekannt ist das Bleigießen in der Neujahrsnacht. Die ledigen Jungfrauen möchten doch etwas von ihrem Zukünftigen wissen. Darum schauen sie wohl auch um Neujahrsmitternacht in den Brunnen; es soll ihnen aus demselben das Gesicht ihres noch im Laufe des Jahres kommenden Bräutigams entgegenblicken.

Auch zählt man wohl die nach Tische übrig bleibenden Kirschen- oder Zwetschensteine ab, welche den Stand des Ersehnten angeben können, und zwar nach folgender Reihe: Bettelmann, Edelmann, Küster, Pastor, Doktor, Apotheker, Kaufmann, Major, und setzt das fort bis zum letzten. In Lothringen stellt man die Sache einfacher her; man zählt ab: fille, femme, veuve, religieuse; unter einer dieser vier Rubriken wird man das Leben fortführen oder beschließen.

Den Anfangsbuchstaben dieses so wichtigen Namens erfährt man, indem man längere, dünne Aepfelschaalen hinter sich wirft, welche dann auf dem Boden irgend ein Schriftzeichen bilden können.

Will man wissen wie lange man lebt, oder wer von einer Gesellschaft zuerst stirbt, so stellt man in der Neujahrsnacht einen Zuber mit Wasser auf, läßt auf demselben für jede Person eine Nußschale mit einem

angezündeten Lichtstümpchen schwimmen; das Loos hat gesprochen durch die früher oder später erlöschenden Lichtlein, oder durch das Umwerfen und plötzliche Untergehen derselben.

Auch die auf's Gerathewohl aufgeschlagene Bibel mit der Stelle, welche einem zuerst unter die Augen fällt, ist Schicksals-weissagend.

Besonders beliebt aber waren von Alters her die Träume, denen man eine große Wichtigkeit beilegte, weil sie als besondere Eingebung von höherer Macht galten. Besonders wichtig sind diejenigen, welche man z. B. in der Zeit zwischen Weihnacht und Dreikönigstag hat. Was man, in fremdem Hause, im Gastbette träumt, das erfüllt sich sicher. Man muß daher besonders darauf achten. Darum hört man Abends manchmal, vor dem Scheiden, zum „gute Nacht" noch den Wunsch aussprechen: „Träumen Sie gut!" —

Geträumte Zahlen verheißen Gewinn in der Lotterie; so hieß es wenigstens bei uns, bevor, zu Anfang der 30er Jahre, die Lotterien aufgehoben und verboten wurden, was übrigens kein Schaden war.

Hoch und Niedrig, in Stadt und auf dem Lande, legen heute noch großes Gewicht auf die Träume, daher die Gier nach den immer wieder neu erscheinenden, sich massenhaft verkaufenden Traumbüchlein, welche die Bedeutung des Geträumten auslegen wollen. Es kommen darin die wunderlichsten Dinge vor; aber je dümmer und unvernünftiger sie klingen, desto eher werden sie geglaubt.

Als vor etwa 2 Jahren auch im Elsaß nach Socialisten-Schriften gesucht wurde, die, Gottlob, bei uns noch keinen Eingang gefunden haben, da konnte getrost ein

wackerer Buchbinder in einem Städtchen im Unter-Elsaß antworten, daß diese Bücher ihm unbekannt seien; seine begehrteste Waare seien Schulbücher und — Traumbücher!

Allen aber, welche so gerne das Buch des Schicksals aufschlagen, sich selbst sicher zum größten Unheil, möchten wir die Worte Schiller's (Taucher) zurufen:

„Doch der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!"

so wie jene anderen aus der Weisheit Jesus des Sohnes Sirachs, Kap. 34: „Leere und trügliche Hoffnungen hegt der unverständige Mann, und Träume beflügeln Thoren. Wie einer, der nach Schatten greift und Wind haschet, also wer auf Träume achtet. Dies wie jenes ist ein Traumgesicht; der Person gegenüber das Abbild der Person. Kann von dem Unreinen etwas rein gemacht werden, und kann von der Lüge etwas wahr sein? Wahrsagereien und Deutungen des Vogelflugs und Träume sind nichtig, und gleich einer Kreisenden hat das Herz Einbildungen. Es sei denn, daß sie vom Höchsten gesendet sind in Heimsuchung, so habe darauf nicht Acht. Viele wurden durch Träume betrogen, und wurden getäuscht, indem sie darauf hofften."

11. Die Zauberer, Hexenmeister und Schläfer.

Wenn früher die Zauberer auch zugleich Priester und Träger des religiösen Glaubens waren, wie das heute noch der Fall ist bei den Heiden in Afrika, Asien und Amerika, und sie deßwegen bald zum Nutzen, bald zum Schaden der Menschen durch außerordentliche Mittel Außergewöhnliches hervorrufen wollten, so haben doch in unserer Gegend die Zauberer und Hexenbanner mit der Religion nichts mehr gemein, obschon auch mit ihrem Treiben Religiöses, religiöse Begriffe und Ceremonien verwoben sind.

Die Krankheiten werden eben vielfach noch, besonders auf dem Lande, dem Einfluß von Dämonen oder Hexen zugeschrieben.

Wenn nun auf dem Dorfe, in welchem kein Arzt ist — er wohnt vielleicht Stunden weit, oder ist anderwärts beschäftigt — irgend ein Mensch von einer Krankheit schnell befallen, oder auch ein Stallbewohner durch einen Unfall erreicht wird, und schnelle Hilfe Noth thut, an wen sich zunächst wenden?

Der Kinder wegen befragt man, wenn man nicht unter dem Hexenglauben steht, die Hebamme, welche beinahe

in jeder Gemeinde sich vorfindet, und die für gewöhnlich Aushilfe weiß. Auch für Erwachsene ist ihr Rath oft erwünscht. Sie hat Mancherlei, zur Zeit, im Spital erlernt, kann einen Verband anlegen, oder ein Hausmittel richtig anwenden. Sie ist zugleich die geborene Krankenwärterin in der Gemeinde; und wir haben deren gekannt, die, um ihrer Aufopferung und Liebesthätigkeit willen, eines besseren Lohnes werth gewesen wären, als den, welchen man ihnen reichte.

Für die Thiere im Stalle hatte man, von Alters her, die Schäfer, welche bei ihrem Umgange mit der Heerde, wie die Schmiede, manches erlernt, auch durch Ueberlieferung überkommen hatten. Es waren die gegebenen Aerzte, welchen man heute noch zuerst das kranke Vieh anvertraut, oder die man zu Rathe zieht. Früher freilich, und auch hie und da jetzt noch, erkundigte man sich auch bei denselben nach einem Mittel für Menschen, das, wie man gehört, geholfen hatte bei einem Kranken „der es gerade so hatte", und welches nun wieder helfen soll. — Für Viele gilt ja noch heute der Spruch: „Was für das Vieh gut ist, ist auch für den Menschen gut." Man sehe einmal z. B. folgendes Schäfer-Recept an, das in unserm Besitz ist, und dessen Orthographie wir beibehalten; es hat es einer zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben:

„so ein Mensch oter Vieh bezaubert ist nim 5 Finger Kraut, schwartzen Kummel, Todtenbein, holtz das fliesend Wasser auswirft, das zu Pulver gemacht so ein Kint beschrien ist ein Messerspitze vol, ein großer mensch ein Quintlein, ein Pferd 2 lot in Essig, ein rindfieh 1 lot auch in scharfen Essig."

Neben Schäfern und Schmieden aber gibt es, in jedem noch so kleinen Dörfchen, gewisse Frauen oder Männer, welche für irgend ein Uebel, eine Krankheit, eine Wunde, etwas können, oder brauchen. Wie die Aerzte, haben sie zu ihrer Verfügung selbstverfertigte Salben, oder Tränklein, oder Wasser, aus oft selbstgesammelten Kräutern, und soweit ließe sich gegen ihre Mittel wenig einwenden, wenn sie auch oft wunderlich klingen. Aber hier beginnt der Aberglaube, denn die Kraft des Brauchens oder der Sympathie, das nicht Jeder kann, das sich oft in der Familie fortgeerbt hat, liegt in gewissen Manipulationen, in Formeln, welche bei Anwendung der Mittel gemurmelt, oder in Gebeten, die dazu gesprochen werden müssen. Meistens geschieht dies Verfahren in den drei höchsten Namen (im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; in den Recepten durch † † † bezeichnet). Oder es werden dazu auch ganz unverständliche Worte hergesagt, die weder der Brauchende noch der Kranke verstehen.

Treffend sagt hierüber Scheffel (Ekkehard, Anm. 214):

„Durch alle Völker geht der Glaube, daß im gebundenen feierlich gefaßten Wort eine zauberische Kraft verborgen ruhe, die zum Segen und Fluch gedeihlich verwendet werden möge. Von dem räthselhaften römisch-sabinischen Zauber gegen Verrenkung, den schon der alte Cato (de re rustica, 160) anführt, von den nordischen Runen, von den ächten ehrwürdigen Merseburger Heilsprüchen bis auf das unverständliche Kauderwelsch, mit dem heutiges Tags, wenn just kein Arzt oder anzeigedrohender Ortsdiener in der Nähe ist, der ländliche Viehdoktor den suchtkranken Haushund oder das räudige Schaf beschwört: überall derselbe Grundgedanke von der Macht

rhythmisch gebundener Rede. Man traute eben ehedem der Poesie Größeres und Praktischeres zu, als jetzt. — Vieles an den Formeln ist sinnlos geworden, namentlich die geheimnißvollen Worte am Beginn und am Ausgang. Sie haben einst ihre Bedeutung gehabt; imposanter wurden sie, wie manches Andere, wohl von der Zeit an, wo man sie nicht mehr verstand. Wie feierlich klingt das „daries, dardaries, astaries, Disunapiter!" mit dem Cato's Verrenkungsspruch sich einleitet; wie räthselhaft das „alau, tahalaui, fugau!" in dem lateinischen Spruch, der die verirrten Klosterschweine segnend zurückbeschwören soll!"

Solcher Leute nun, die da mehr als Brod essen, die brauchen, bannen, Hexen austreiben, Krankheiten beschwören können, bald bei Menschen, bald bei Thieren, gibt es Land auf, Land ab. Sie haben auf keiner Universität studirt, und ihr Handwerk hat oft doch einen goldenen Boden. Sie kuriren, wie Dr. Eisenbart, die Leute auf ihre Art — und finden festen Glauben!

Hier nur einige Thatsachen — Anekdötchen nennt das der „Volksfreund", — die zeigen, wie tief der Aberglauben im Volksherzen wurzelt:

„Niederrheinischer Kurier", 3. Juli 1874, aus Saarunion.

„Aus einem Dorfe unserer Gegend, der Name thut nichts zur Sache, berichtet man ..... Ein junges Ehepaar hatte ein krankes Kind, und bald überredeten wohlmeinende Gevatterinnen zuerst den Mann, dann die Frau, das Kind müsse ein Wechselbalg oder wenigstens verhext sein. Statt auf Krämpfe zu schließen und einen bewährten Arzt zu Rathe zu ziehen, nahm man seine Zuflucht zu

irgend einer alten Sybille, welche, „für Geld und gute Worte“ folgendes Orakel ertheilte:

„Der Mann solle Abends ein blankes Messer in einen frischen Laib Brod stecken, und am andern Morgen diejenige Person, welche zuerst nach dem Befinden des Kindes fragen würde, als Hexe behandeln. — Das Weitere läßt sich denken. Eine mitleidige Nachbarin, welche den armen Kleinen herzlich liebte und fleißig besuchte, wurde mit rauher Hand angefaßt und jämmerlich zerschlagen. Das Drama hätte vor Gericht ein satyrisches Nachspiel erhalten, wenn das geprügelte Weib sich nicht zu einem Vergleich herbei gelassen hätte.“

„Elsässer Journal“, 1. December 1875.

„Neuweiler, 26. November. Wie sehr hier zu Lande der Aberglaube noch verbreitet ist, zeigt folgender Vorfall:

„Im Laufe des Frühjahres wurde einem hiesigen Bürger, dessen drei Monate altes Kind nicht an der Mutterbrust trinken wollte, der Rath ertheilt, nach Riedheim zu dem sogenannten Meister zu gehen, damit dieser das verhexte Kind von seinem Uebel befreie. — Der Vater begab sich nach Riedheim zum Hexenmeister, der ihm drei Kugeln für einen halben Frank verkaufte, und ihm hierbei die Anweisung gab, Kohlen in eine Pfanne zu legen und eine Kugel darauf; sodann das Kind bis auf das Hemd zu entkleiden und über den Rauch zu halten. Nach Behauptung des Hexenmeisters sollte bei diesem Experimente diejenige Person sich zeigen, welche das Kind verhext habe, und dieses würde dann wieder an der Mutter trinken.

„Am Abend wurde das Kind zum ersten Male und am folgenden Morgen zum zweiten Male geräuchert. Als nun eine Frau aus der Gemeinde im Hause erschien, um sich nach dem Kinde zu erkundigen, so wurde sie für die Hexe gehalten.

„Wie verlautet, will diese Frau, die sich durch das Geschwätz in ihrer Ehre gekränkt fühlt, gegen den Verbreiter desselben mit einer Klage aufgetreten. — Der Hexenmeister, welcher schon oft Kugeln und Pulver verkauft, soll wegen Betrugs der Gerichtsbehörde angezeigt worden sein."

„Straßburger Zeitung", Mai 1874, aus dem „Gebweiler Journal".

„Am letzten Markttage kaufte ein noch junges Ehepaar ein Paar junge Schweinchen zum Aufziehen und Fettmachen. Kaum waren die sauberen Thierchen in den Stall gebracht, als denselben auch ein Willkomm in einer saftigen Kartoffelbrühe verabreicht wurde. Sei es, daß für die Neueingestellten des Guten etwas zu viel oder die Ermüdung des Tages etwas groß war, kurz unsere kleinen Borstenträger ließen die Ohren hängen, und dieses böse Zeichen gewahrend, hat die Frau nichts Eiligeres zu thun, als ihren Mann und noch ein paar Nachbarinnen herbeizurufen und zu berathschlagen, woher es doch kommen möge, daß die lieben Thierchen die Ohren hängen ließen, während sie dieselben doch beim Kauf ganz hoch getragen hätten.

„Man visitirte und calculirte, bis man schließlich herausfand, daß eine innere Wandlung vorgegangen sein müsse: Die Schweinchen mußten die Einwirkung der Hexen

empfunden haben. — Damit jedoch diese Einwirkung sich nicht noch bösartiger gestalte, mußten schleunigst Gegenmittel angewandt werden. — Man kochte daher eine Anzahl Zwiebeln in geweihtem Wasser zu einem dicken Brei, und gab den Thieren davon zu fressen. Allein die Hexe hatte bereits so viel Gewalt, daß die Mixtur von den behexten Thieren nicht angerührt wurde; man mußte sie ihnen förmlich einstopfen. — So waren denn die Eingeweide hexenfest; aber auch das äußere mußte ebenfalls geschützt werden, welches durch Einreiben von dem köstlichen Gebräu geschah. — Ob die kleinen Borstenlieferanten jetzt die Ohren hoch tragen?

„Wir sind weit entfernt, gegen altehrwürdige Gebräuche in Spott und Hohn uns ergehen zu wollen. Allein wenn man mit diesen ehrwürdigen Gebräuchen einen solchen Hokus-Pokus macht, so verdient dies ernstliche Rüge, da durch solche Mißbräuche die Religion selbst in den Koth gezogen und zum Gespötte gemacht wird. Hier tritt die Pflicht jedes besser Gebildeten ein, in seinen Kreisen dahin zu wirken, daß ein besserer und der Ehrwürdigkeit der Sache angemessener Gebrauch von solchen Gegenständen gemacht werde, welche den kirchlichen Segnungen unterlegen haben."

Im Hohwald geschah es vor etlichen Jahren, wie mir aus glaubwürdigem Munde erzählt wurde, daß ein Mann, dessen Schweinestall an das dortige Bächlein stößt, im Frühjahr, bei anschwellendem Wasser vergaß die Schleuße aufzuziehen, um demselben den Abfluß zu ermöglichen. Die Nacht war kalt. Das Wasser drang in den Stall; das dort einquartirte großträchtige Schwein zog sich so hoch und gut es ging in den Trog zurück; aber da das Wasser auch bis dorthin stieg, so mußte das arme Thier

bis am Morgen im Eiswasser eine unliebsame Ruhestätte nehmen. Daß das arme Thier erstarrte, todte Junge warf und selbst sein Leben lassen mußte, war nach dem Laufe der Dinge natürlich. Statt sich der Nachlässigkeit anzuklagen, machte der Besitzer des Thieres sich nachher Vorwürfe, daß er nicht habe seinen Stall durch einen Hexenbanner feien und weihen lassen!

Im Saarburger Kreise läßt man, nach der „Augsb. Allg. Zeitung", 1873, Nr. 324, ein neugebautes Wohnhaus mit Stallung — bekanntlich ist dort Alles unter einem Dache — wo möglich gerne von einem Geistlichen einsegnen. Wir hätten gar nichts gegen diese schöne und fromme Sitte, wenn damit nicht der Aberglauben verbunden wäre, daß dieser Segen vor Hexen und Hexerei und Teufelswerk schützen solle.

Ja, wie tief der Hexenglaube im Herzen des Volkes wurzelt, zeigt noch die Bekanntmachung, welche der Gemeinde-Büttel, im Januar 1879, mit Hilfe der Schelle im ganzen Dorfe S., Kreis Hagenau, veröffentlichte:

„Es wird bekannt gemacht, daß wer dem Nonnenmacher seinen Mantel genommen hat, ihn demselben sofort zurück zu bringen habe. Wer denselben in vier Wochen nicht zurückbringt, wird verhext!"

„Elsässer Journal", 30. Januar 1880.

„Gemar. Man schreibt uns unterm 28.: Die Gerichte sind auch durch Anwendung der strengsten Strafen nicht im Stande, dem Treiben der Schwindler ein Ende zu machen. Dieselben sind nicht auszurotten, so lange sie noch Gimpel finden, wovon uns folgende Geschichte einen schlagenden Beweis liefert: Vor einiger Zeit fiel dem

Landwirth B. aus unserer Gemeinde, welcher fünf Pferde und sieben Stück Großvieh in seinen Stallungen besitzt, der eigenthümliche Zustand, in welchem sich die Thiere befanden, auf, und kam ihm nicht Besseres in den Sinn, als zu glauben, dieselben seien verhext worden. Statt sich an einen Thierarzt zu wenden, erzählte B. die Sache einem Freunde. Dieser sagte ihm, es befände sich in Türkheim ein gewisser Taglöhner Sch., welcher im Rufe stehe, Beziehungen mit den „Geistern“ zu unterhalten. B. begab sich nach Türkheim, und war so glücklich, den genannten Sch. zu bewegen, mit ihm zu gehen. Dieser fing, im Stalle angelangt, die bei den Beschwörungen üblichen Gaukeleien an. Die nothwendigen Ausräucherungen und Besprengungen wurden vollzogen, und belief sich die Rechnung auf 50 Fr. Selbstverständlich verschwand der anormale Zustand des Viehs. Diese Nachricht verbreitete sich in unserer Gemeinde und eine Frau X., deren Kind kränkelte und zusehends abnahm, begab sich gleichfalls nach Türkheim. Das Kind wurde für 10 Fr. exorcisirt. Einige Tage später wandte sich auch ein Mann, der an einer Augenkrankheit litt, die von Spezialärzten als unheilbar betrachtet wurde, an den Sch., welcher ihm ein unfehlbares Mittel verschrieb. Man mußte jedoch zuvor die Hexe finden, welche das Uebel verursachte. Dieselbe war auch bald ermittelt. Es war, wie man sich leicht denken kann, eine alte Frau, welche die Leute verhexte. Dieselbe wurde in Quarantäne erklärt, die Personen, welche ihr begegneten, bekreuzigten sich, und wollte man sie sogar verhindern, Wasser am Brunnen zu holen, aus Furcht, sie könnte das Wasser verhexen. Die Sache kam der Behörde zu Ohren; eine Untersuchung wurde eingeleitet, und der Geisterbanner von Türkheim ist vor das Zuchtpolizeigericht

in Colmar geladen worden, woselbst man ihm sein Quacksalberhandwerk vermuthlich legen wird."

Noch erinnern wir uns eines anderen Falles, der, zur Zeit, im kleinen Städtchen B. viele Heiterkeit erregte. Es war kurz vor 1870. Ein sonst wohlgelittener Mann, seinen Namen mögen wir nicht nennen, hatte das Unglück, Frau und Kinder längere Zeit krank zu haben. Da der herbeigerufene Arzt so schnell nicht helfen konnte, als man wünschte, so vermuthete man, es sei eine Verhexung im Spiele. Der richtige Hexenbanner H. ward darum bald zur Stelle gerufen, und fing sein Hokuspokus an. Da er aber mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, daß zwei Fäßchen Wein im Keller lägen, so begehrte der Wunderdoktor jedesmal ein Krüglein dieses guten Stoffes, weil, wie er sagte, die Kur dadurch kräftiger wirke. Doch auch jetzt blieb die Besserung aus, während das letzte Fäßchen Wein schon auf die Neige ging. Einstweilen hatte sich der Hexenbanner auch einen Ueberzieher und eine Uhr verabreichen lassen, doch, da sonst der Zauber nicht wirke, den Rock mit 5 Fr., die Uhr mit 30 Centimes bezahlt. Zur Abwechslung begaben sich auch unterschiedliche Male der geplagte Ehemann und der Heilkünstler, nach genossener Herzensstärkung, nach dem nahen Walde. Dort wird, auf einer einsamen Wiese, ein Feuer angezündet; und während der eine Holz herbeisucht, sitzt der andere bei Seite und murmelt aus einem Buche Zaubergebete, denn es handelt sich darum, der Hexe auch mit Feuer an den Leib zu rücken.

Schließlich, da im Hause Alles beim Alten bleibt, auch manche Stichelreden dem Hausvater in die Ohren geraunt werden, macht der Geprellte gegen den Hexenmeister, wegen Aneignung des Ueberziehers und der Uhr, beim Friedens-

richter eine Klage anhängig. Und das Ende vom Liede war, daß der Hexenmeister H. freigesprochen wurde, weil eine Art Handel vorlag, und der Gimpel G. konnte zusehen, wie er mit seinen Krankheiten fertig werde. — Zum Troste des Lesers fügen wir bei, daß, auch trotz des Hexenmeisters, die Kranken wieder genasen.

Und noch eines anderen „Anekdötchens" erinnere ich mich, aus meiner Amtserfahrung. Es war in F. Kommt eines Abends spät eine der fleißigsten Kirchgängerinnen zu mir in's Studierzimmer, und ehe der Lampenschein recht ihre Gestalt gezeigt, fängt sie an, bitterlich zu weinen. Zuerst glaubte ich, es sei ein großes Unglück geschehen, und machte mich auf's Aeußerste gefaßt. Doch bald erfuhr ich, zu meinem Staunen, daß ihr Nachbar S., dessen Kind plötzlich in der Nacht erkrankte und nicht mehr trinken wollte, sie im ganzen Dorfe als Hexe bezeichne, da sie in jener Zeit zum Fenster hinausgeschaut habe. Sie erklärte, daß sie nur nach dem Wetter ausgeschaut, da sie andern Tages früh auf den Markt in N. gewollt, und gar nicht an das Kind von S. gedacht habe. Dazu führte sie Bibelsprüche und Liederverse nach einander an, um zu beweisen, daß sie doch keine Hexe, sondern eine evangelische Christin sei. Sie ging endlich, nach längerer Unterredung, beruhigt und getröstet nach Hause. Da das Kind ganz bald genas, so schlief diese Hexengeschichte ein, die drohte Rumor zu machen.

Derselbe hexengläubige S. — er lebt noch — erzählt noch aber heute gerne, ganz ernsthaft, bei irgend einem Hochzeit- oder Kindtaufschmauße, daß er einmal die alte B., die als Hexe galt, früh Morgens, beim Walde, ohne Kleider angetroffen habe, und sie ihm bedeutet, sie komme vom Hexensabbath auf dem Bastberge, bei Buchsweiler,

und habe sich verspätet. Er solle es jedoch Niemand sagen. Er habe auch Wort gehalten, bis an ihren Tod. Doch jetzt könne sie nicht mehr schaden, darum brauche er auch das Geheimniß nicht mehr zu bewahren! —

Ein anderer mir bekannter junger Mann hatte ein krummes Maul davon bekommen, so behaupteten Etliche im Dorfe, daß einmal eine Hexe ihm etwas eingegeben habe. Auch die als Hexe bezeichnete Frau habe ich gekannt; sie lebt nicht mehr.

„Es geht ein finst'rer Geist durch unser Haus!" muß man auch jetzt noch ausrufen!

Ein Hexenbanner, der von weither aufgesucht wird, wohnt in dem großen Dorfe H. unweit Straßburg. Auch in B., im Kreise Hagenau, wohnt so Einer, der Vieles kann; er ist eigentlich Kammacher. Er hat eine Sammlung von Recepten von Aerzten, da er, bei den häufigen Krankheiten in seiner Familie, alle aufbewahrte, die verschrieben wurden. Dazu leitet er seine Kuren mit Gebet ein, hat zu seinen Manipulationen auch Bibelsprüche bei der Hand, und wird, um seiner Gelehrsamkeit willen, oft von weither aufgesucht. Ein ihm eigenes Mittel ist, wie er mir selbst sagte, der — salva venia — Kuhmist. Derselbe wird als Pflaster über den ganzen Leib ausgebreitet, und soll wunderbare Wirkungen hervorbringen. — Auch bei Zabern soll so ein Aeskulap zu finden sein, und sonstwo noch, aber es ist nicht immer leicht, sich deren Adresse zu verschaffen.

Früher trieben wohl auch wasserschauende Apotheker und Aerzte etwas Schwindel; während sie das Wasserfläschchen im Lichte hin und her kehrten, entlockten sie dem naiven Kunden das Nöthigste, welches auf den oder jenen Krankheitszustand schließen ließ, und

verschrieben dann ein allermeist unschuldiges Mittel. Daß auch heute sehr oft unsere geschicktesten Aerzte aus dem Wasser eines Kranken seinen Zustand zu ermitteln suchen, steht fest; nur thun sie das nicht auf die alte Weise, sondern untersuchen es oder lassen es auf chemischem Wege untersuchen.

Schlimm ist der Glaube an die Weisheit der Schläfer oder Schläferinnen, die vielfach ein blühendes Geschäft treiben. Vornehme und Geringe, namentlich bei langwierigen oder unheilbaren Krankheiten, suchen bei ihnen, neben oder hinter dem Rücken des Arztes, Rath und Trost. Erinnerlich ist uns ein solches Individuum, Namens Wilhelm, welcher lange in Straßburg praktizirte, und der in einem Städtchen im Unter-Elsaß oft erschien, um dort ein wüstes Leben zu führen.

Auch in Dorlisheim hatte ein Schläfer längere Zeit hindurch großen Zulauf. Die „Straßburger Zeitung", unterm 6. Dezember 1874, berichtet über denselben Folgendes:

„Vor dem Polizeigerichte II dahier wurde gestern gegen den sog. „Schläfer von Dorlisheim", jenen vorgeblichen Somnambulen verhandelt, der sich seit einiger Zeit in der Spießgasse dahier förmlich als Wunderdoktor etablirt hat, und, durch Angabe der Krankheiten der ihm vertrauenden Personen, sowie der betr. Heilmittel fortgesetzt eine erhebliche Kundschaft leichtgläubiger Patienten an sich fesselt. Schon im Juni d. J. vor das hiesige Polizeigericht I verwiesen, erfolgte damals Freisprechung des „Sonnambulen" Gottfried Jost aus Dorlisheim, wogegen die Staatsbehörde die Berufung ergriff. Das Oberhandelsgericht in Leipzig, als oberster Gerichtshof für Elsaß-Lothringen, vernichtete demgemäß auch das freisprechende Erkenntniß, und verwies den Beklagten wieder-

holt vor das erstinstanzliche Gericht. Bei dieser gestrigen Verhandlung hatte der Beschuldigte es vorgezogen, persönlich nicht zu erscheinen, jedoch einen Vertheidiger bestellt. Aus der Anklage ging, übereinstimmend mit Früherm, hervor, daß Gottfried Jost, noch vor Kurzem in den Stand der Ehe getreten, sein Schwindelgeschäft förmlich fabrikmäßig betreibt, wobei ihm seine Schwester K. J. mit vieler Routine Hilfe leistet. Sie empfängt in einer Art Vorzimmer die Patienten, unter denen Landleute bis aus Baden zahlreich bemerkt wurden, und die zuweilen ein förmliches Gedränge verursachen. Nach bekannter Art weiß die Beihelferin die Gekommenen auszuforschen, so daß diese, wenn sie zu dem Hellseher in's Heiligthum treten, sehr überrascht zu sein pflegen, wie der „Schläfer" ihre Krankheiten zu deuten, durch bloßes Befühlen der Hand den Sitz ihres Uebels wahrzusagen weiß. Allerlei Hokuspokus während dieser Prozedur, ein von einem wirklichen Arzte, dem Helfershelfer des Jost, verschriebenes Rezept für den Kranken, und dessen Erleg von 3-5 Franken, nach Umständen mehr, sind das Ende der Komödie. Das Umsetzen der geschäftsmäßigen Gerüchte von erfolgten „wunderbaren Kuren" besorgt in der Regel die Albernheit der Patienten"...... Der Beklagte wurde schließlich, im Sinne der Anklage, zu 15 Fr. Strafe, event. 8 Tage Gefängniß und in die Kosten verurtheilt. „Im Interesse der Bevölkerung ist zu wünschen, daß die Behörden dem „Schläfer" verdoppelte Wachsamkeit zuwenden, um bei dem ersten Anlasse das Unkraut mit der Wurzel auszurotten."

Ja, wer einmal an die Wurzel könnte, und sie mit starker Hand erfassen! Aber, da stehen wir wieder vor dem Glauben, dem ein Aber anhaftet, und den auszurotten

braucht es Zeit, Erkenntniß beim Volke, helle Köpfe allenthalben, und die sind noch so selten wie Mairöschen im Dezember!

Nun noch etwas von den Schatzgräbern.

Wie die Begierde nach Geld und der Wunsch schnell reich zu werden, Tausende in den Städten zum Börsenspiel und durch dasselbe zur Verarmung treibt, so glaubt man noch hie und da durch Aufsuchen oder Auffinden von vergrabenen Schätzen sich in den Besitz geträumter Goldhaufen setzen zu können.

Da kommt im Jahr 1873 in ein Dorf drunten am Rhein, das wir nennen könnten, ein herumziehender Gauner und Tausendkünstler, macht die Bekanntschaft eines von Schätzen träumenden Bürgers selbigen Landes und verspricht demselben bei der Hebung eines in dessen Baumgarten vergrabenen Schatzes behilflich zu sein. Dazu ist freilich eine kleine Summe Geldes nöthig. Dieselbe wird herbeigeschafft, und das Sümmchen heimlich und unter tiefem Schweigen, im Beisein des Hexenmeisters, an einen gewissen Ort vergraben. Dort sollte es einige Zeit ruhen, bis zu der Stunde, wo man den Schatz, ansehnlich vermehrt, heben könnte. Der Fremde zog nun eine Weile über Land, vergaß aber das Wiederkommen. Endlich, des Wartens müde, machte sich der Bürger allein daran, den Schatz zu heben. Selbstverständlich fand er das Nest leer! — Er hat aber der Polizei davon keine Anzeige gemacht, weil er den Spott der Leute fürchtete. Es kam aber doch heraus, und so hat es mir einer erzählt, der es wissen konnte und dem man glauben darf.

So träumte vor bald drei Jahren ein Anderer, in einem Städtchen des Unter-Elsaß, von einem Schatze, der unter dem Altar der Kirche ruhen sollte, unter welchem

das Grabgewölbe der alten Herrschaft sich befand. Jedermann weiß dort, daß im Jahr 1793 dasselbe eröffnet wurde, und außer etlichen Särgen und Knochen nichts zu finden gewesen ist. Nichts desto weniger wollte die Tochter des Mannes Haufen flimmernden Goldes im Traume gesehen haben, mit welchem man aller Welt helfen könnte. Mit Singen und Beten suchte diese nun den Bann zu lösen. Doch, nachdem man sich nicht hatte bewegen lassen das Gewölbe nochmals zu öffnen, aus welchem selbst die Knochen einst von goldgierigen Händen herausgeworfen worden, schlief die Geschichte von dem Schatze wieder ein. Aber das überschnappte Mädchen des Schatzgräbers wanderte in das Irrenhaus nach Stephansfeld, wo es sich noch befindet.

12. Schutzmittel gegen Schaden und Hexerei, Amulete, Medaillen.

Um sich vor einer Gefahr schützen zu können, muß man sie kennen.

Hexen erkennt man im Unter-Elsaß an der Art, wie sie die Kappe aufsetzen oder den Hut tragen; die Hexen haben die rothe Wollrose vorn auf dem Strohhute. Ist eine Verhexung an Mensch oder Thier in einem Hause ausgebrochen, so ist das die Hexe, welche am ersten, nachdem der Fall eingetreten ist, sich theilnehmend nach dem Kranken erkundigt.

Gegen den bösen Blick der der Hexerei verdächtigen Personen, braucht man folgenden Gegenzauber: man streckt ihnen unter dem Kleide den Zeigefinger und den kleinen Finger entgegen, während man die anderen Finger schließt. — Man soll ihnen, eben so wenig wie den Hexenmeistern, die Hand geben, sonst kommt man in ihre Gewalt. Sollte Eine oder Einer gegen einen schlagen, so muß man wieder dagegen schlagen, indem man die drei Worte † † † sagt, das schützt.

Als unsere jungen Leute, wenn sie soldatenreif waren, noch zur Glücksurne schreiten mußten, um sich einen

Treffer oder eine Niete zu holen, ging wohl der Eine und der Andere, vor der Ziehung, um Mitternacht, unbeschrieen auf den Kirchhof, um dort im Namen † † † ein gewisses Kräutlein zu pflücken und sich in einem Säckchen umzuhängen; das sollte ihm eine Freinummer verschaffen. Zu demselben Zwecke ließ man auch, für evangelische Conskribirte, in einer katholischen Gemeinde eine Messe lesen.

Während des letzten großen Krieges trugen, wie in alten Zeiten, viele deutsche Soldaten Schutzbriefe bei sich, welche kugelfest machen sollten, wie sie im dreißigjährigen Kriege mancher Landsknecht unter dem Harnisch oder dem Lederkoller getragen hat. Ein alter, authentischer Schutzbrief der Art aus dem 17. Jahrhundert, in-12, dessen Aeußeres auf längeren Gebrauch schließen läßt, liegt vor uns.

Es heißt darin: Grave Philippus von Bayern hatte einen, dem wollt er lassen den Kopff abschlagen, da kandt man ihn nicht verwunden. Alda verhieß ihm das Leben zu erhalten. Er sollt sagen, warumb man ihn nicht verwunden möcht, da zeigt er ihm diesen Brieff. Und er ließ ihn außschreiben sein ganzes Hoffgesindt. Wer diesen Brief bei ihm trägt, den kan kein Waffen schneiden, kein Geschoß nit schiessen, kein Wasser verträncken, wo er lygt kan kein Feuer auskommen. — Nun kommt der Brief selbst:

N. N. (der Name des Besitzers) überwind alle seine Feind und alles Unglück in dem Namen Jhesu des Sons Davitts † u. s. w.

Ein solcher Schutzbrief ist in der Gartenlaube, 1871, S. 87 abgedruckt.

Zum Schutze trägt man auch, im Morgen- wie im Abendlande, Amulete. Der Beduine trägt dieselben, sowie

Papierstreifen mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben, in einem Ledersäckchen eingenäht auf dem Leibe. Auch dem Lieblingskameele werden derartige Talismane zum Schutze gegen den bösen Blick oder gegen sonstige Gefahr des Leibes und des Lebens um den Hals gebunden. Bei uns sind es, wenn man sie haben kann, Reliquien in Kapseln oder geweihte Medaillen, die am Halse oder auf der Brust getragen werden. Viele der letzteren hatten Soldaten im Krieg von 1870 umgehängt. Die Erklärung über dieselben gibt der „Volksfreund“ von 1880, Nr. 1, hierin für uns der beste Gewährsmann. In einem Artikel: „Gedenktafel für die Gläubigen bei der Gelegenheit der Feste der unbefleckten Empfängniß,“ in welchem er erzählt, wie mit Sehnsucht die katholische Christenheit die Verkündigung dieser Lehre, 8. Dezember 1854, erwartet, wie dann die Erinnerung an diesen Tag, nach 25 Jahren, auf's Neue wieder festlich begangen worden, fährt er fort:

„Von da an gewann die Gewohnheit, eine wunderbare Medaille zu tragen, immer mehr Boden unter dem christlichen Volke. Nicht blos Frauen und Jungfrauen wollten sie tragen, auch Männer und Jünglinge setzen ihr Vertrauen auf dieselbe, und wenn der Gatte und der Sohn in den Krieg ziehen, so sorgen die Mutter und die Schwester, daß das Bild der unbefleckten Empfängniß auf deren Brust geheftet, und die Scheidenden dem Schutze der Gottesmutter empfohlen werden.“

Und weiter unten: „Wie ward diese Medaille unter die Gläubigen der katholischen Kirche eingeführt? — Anfangs der 30er Jahre lebte in Paris eine einfache, kindlich fromme, barmherzige Schwester, Katharina Laboure. Sie war durch große Gnaden ausgezeichuet, durch

Kundgebungen und Erscheinungen der Gottesmutter. Am 27. November 1830 hatte sie wieder eine Erscheinung. Maria zeigte sich in einem lichten länglichrunden Rahmen, umgeben mit der goldenen Inschrift: O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir Zuflucht zu dir nehmen! — Sie hörte eine Stimme: Laß eine solche Medaille schlagen; solche, die sie mit Ablässen versehen tragen, werden reich begnadigt. — Der Erzbischof von Paris genehmigte, nach reifer Untersuchung, das Tragen der Medaille, die von da an sich rasch über die Welt verbreitete, und das große Zutrauen der Christen durch die vielen Gnaden erwarb, welche durch den Gebrauch derselben erlangt werden."

Auch die Turcos, welche ihr Lager im Juli 1870, bei Kaltenhausen, unweit des Wallfahrtsortes Marienthal hatten, wurden mit dieser Medaille bescheert. Leider haben weder Schutzbriefe noch Medaillen in den blutigen Kämpfen von 1870 ihre Kraft bewährt; davon zeugen die großartigen Todtenfelder allenthalben, wo Schlachten geschlagen wurden; und wenn solche, die Schutzbriefe oder Medaillen trugen, mit heiler Haut davon kamen, so war es nur deßhalb, weil die wenigsten Kugeln ihr Ziel treffen.

Zum Schutze ganzer Gemeinden, bei Annähern eines Sturmes oder Gewitters, werden noch hie und da die Glocken geläutet, nach dem alten Aberglauben, dieses Läuten vertreibe das Gewitter. In St. Blaise, Bettlach, im Oberrhein, wohnte, wie die „Straßburger Zeitung", 1874, 30. Juni, berichtet, ein alter Organist, welcher für dieses Läuten bestellt war, und dafür ein gewisses Quantum Frucht bezog. Da ereignete es sich, daß ein furchtbares Hagelwetter sich über die Gemeinde entlud, gerade zu einer Zeit, da der alte Kirchendiener

nicht zu Hause war. Die Leute nahmen dies dem armen Manne so übel, daß sie ihm, zur Strafe, ein Jahr lang die Fruchtabgabe entzogen!

Zum Schutze für Haus und Stall dienen die am Palmsonntag in der katholischen Kirche geweihten Palmen; wir erinnern uns etlicher evangelischer Familien, welche sich immer solche Palmen zu verschaffen wußten, um dieselben im Kuhstalle aufzuhängen.

Gegen den Blitz, gegen Feuer und Seuchen im Stalle, hilft auch ein Stückchen Kohle vom Johannisfeuer, in den Gegenden, wo dieses bei uns noch angezündet wird. Auch die Kohle des Holzes, welches am Weihnachtsabend im Ofen brannte, ist dazu gut.

Wie allenthalben, so findet man je zuweilen, auch im Elsaß, keilförmige harte Steine, die einst in der Steinzeit den damaligen Bewohnern als Waffen gedient hatten. Man nennt sie Donnersteine oder Donneräxte. Sie sollen, glaubt man, mit dem Blitze herunterfallen und tief in die Erde versinken; steigen aber alljährlich wieder an die Oberfläche. Man will sie in vom Blitz getroffenen Bäumen finden. Im Kanton Hochfelden legen die Bauern großen Werth auf den Besitz einer Donneraxt, weil sie vor dem Blitze bewahren. Anderwärts schützen diese Steine das Vieh gegen aller Art Krankheiten. In der Umgegend von Niederbronn werden die Euter der Kühe damit bestrichen, um die Milch flüssig zu erhalten. An anderen Orten wird das kranke Vieh dadurch geheilt, daß man es auf dem Rücken wider den Strich mit solchem Steine reibt. Im Kanton Hochfelden geben sie den Pferden den Appetit wieder, wenn man eine Donneraxt in die Futterkrippe legt. Im Gebirge äußert eine solche einen magischen Einfluß auf

das Vieh; es bleibt gesund, wenn man es dreimal damit bestreicht.

Um dieser Tugenden willen sind diese Steine sehr gesucht und werden sorgfältig aufbewahrt. Wo sie selten sind, verschafft man sie sich leihweise; ein einziges Exemplar dient manchmal in drei oder vier Gemeinden. Manche Leute tragen solche bisweilen immer auf sich; eine alte Frau in Obermodern trägt seit Jahren ihre Donneraxt in der Tasche, und nicht ohne längeres Widerstreben hat sie einmal dieselbe auf wenige Tage weggeliehen. Diese Steine soll man jedoch nicht zum Bügeln brauchen, weil, wenn man sich damit verletzt, die Wunde unheilbar ist.

Ein Hufeisen, das man gefunden hat, soll man an die Thüre des Hauses oder des Stalles nageln, das schützt vor Blitz oder Hexerei. Dieselbe Wirkung hat auch der Strick eines Erhängten, doch gereicht das Abschneiden eines solchen, der barmherzigen Hand, welche das thut, zu großem Nachtheil.

15. Die Folgen des Aberglaubens.

In den vorhergehenden Abschnitten haben wir bereits, ohne sie jedoch besonders zu betonen, auf die gefährlichen und schädlichen Folgen des Aberglaubens hingewiesen. Ein schlechter Baum kann ja nur schlechte Früchte hervorbringen. Indem wir nun diese Früchte in der Kürze in's Auge fassen, finden wir, daß durch den Aberglauben alle Gebote Gottes, wie sie noch heute der Gesetzgebung aller christlichen Staaten zu Grunde liegen, übertreten werden, wenn man dieselben nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste auslegt, wie es der göttliche Stifter der christlichen Religion in der Bergpredigt gethan hat. Dieser Beweis ist unschwer zu führen.

Ist es, so fragen wir, nicht das Gelüsten nach dem, das des Nächsten ist, was zu dem Betrug und feinen Diebstahl führt, der unter der Maske des Wahrsagens auftritt? Sagen etwa die Schicksalspropheten jeglicher Art umsonst wahr? Oder sind es nicht die Speckseiten und Schinken im Kamin, die Eier, die Milch, und die ersparten Thaler im Strumpfe im Eckkästchen, die sie locken, und ihnen den Mund, ihren schwachköpfigen

Opfern gegenüber, aufschließen? — Wollen die Schatzgräber nicht in ihre Taschen locken, was des Nächsten ist, um diesem irgend einen geträumten oder gehofften Schatz zum Nachsehen zu hinterlassen? — Und die Hexenbanner, die Schläfer, Alle welche Exorcismus treiben, welchen Namen sie auch haben mögen, die Tausendkünstler auf dem Gebiete der Krankheiten an Menschen und Thieren, suchen sie etwa, wie der gewissenhafte Arzt, besonders das Wohl des Nächsten? Wir haben noch nie bei diesen Heilkünstlern von der Aufopferung an Kranken- und Sterbebetten gehört, wie sie, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, in alter und neuer Zeit, Aerzte aller Länder bei den gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten an den Tag gelegt haben. Bei diesen Herren heißt es: Weit vom Geschütz, gibt alte Soldaten! — Wenn der einfältige, vielleicht von weither kommende Hilfesuchende, mit seinem kranken Kinde oder mit dem Taschentüchlein seines Kranken, für eine unschuldige Mixtur und etwas Hokus-Pokus sein schweres Geld ausgegeben hat, so kann er wieder heimkehren, so weise wie zuvor, — geschädigt aber an Zeit und Geld! Wie ein Mancher hat zuletzt sein Haus und seine Paar Ackerstückchen verloren, weil er sich von einem solchen Schwindler, an der Nase herum führen ließ. Oder wenn auch einmal so ein Afterdoktor vor Gericht gezogen und verurtheilt wird, wer hat, im Grunde, den Schaden und zahlt die Zeche? — Wahrlich der nicht, welcher das Vertrauen Anderer mißbrauchte.

Und der an Allem unschuldige Kranke? — Er nimmt Schaden an seinem Leibe, wenn nicht der Tod ihn von seinen Leiden befreit, denn die richtige Zeit, um einer entstehenden Krankheit zu begegnen und Einhalt zu thun,

ist versäumt worden. Wie viele Elende, Krüppel, Sieche, ja Wahnsinnige, sind nicht das Opfer des Aberglaubens, und stehen da als schreckende Beispiele. Die mit sechs Fuß Erde Bedeckten können freilich kein Zeugniß mehr ablegen.

Hexen werden, Gottlob, heute nicht mehr hingerichtet, wie ehedem, wo sie zu Hunderten, im Laufe der Zeit auch im gesegneten Elsaß, im Namen Gottes, als Helferinnen des Teufels verbrannt wurden. Aber meint man etwa einem als Hexe verschrienen Weibe, einer zur Hexe gestempelten alten Frau gehe es wohl? — Einmal liegt da immer ein falsches Zeugniß vor, weil man dem Nächsten seine Ehre und guten Namen nimmt. Mag man es nur im Geheimen munkeln oder öffentlich aussprechen, wie steht die zur Hexe gemachte Frau dem Gatten gegenüber, wenn er dem Gerüchte ein williges Ohr leiht? Wie werden Kinder die alte Mutter ansehen, die als Hexe an den schlüpfrigen Tänzen auf dem Bastberge soll Theil genommen haben? Genügt nicht der, wenn auch unbegründete Verdacht, um den Samen der Zwietracht in eine Familie zu säen? Und die Mittel, welche die Lüsternheit oder die Leidenschaft erfunden und ersonnen hat, und die man nimmer wiederholen möchte, sind sie etwa dazu angethan, der Zucht und keuschen Sitte förderlich zu sein? — Da wird zuletzt das böse Sprüchlein wahr: „Immerzu verläumdet; es bleibt etwas hängen!“ und auch das Andere: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten!“

Zerrüttung des Familienlebens, Uneinigkeit unter Verwandten, Zwietracht zwischen Nachbarn, reifen als böse Frucht des Hexensamens auf. „Offenbar werden die Früchte des Fleisches: Ehebruch, Hurerei, Unzucht, Ueppigkeit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Haß,

Zorn, Parteiungen, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Mord, Völlerei, Schwelgerei und dem Aehnliches" (Galater 5, 19—21), als hundertfältige Aehre. Und vergessen ist das große Gebot: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!"

Und wenn wir erst der Gebote auf der ersten Tafel gedenken, wie tritt hier grell und niederschmetternd der Fluch des Aberglaubens zu Tage!

Der heilige Name Gottes wird gelästert und mißbraucht bei allem Brauchen, Beschwören, Bannen, Heilen und Zaubern. Mit Gewalt will man den lieben Gott zwingen, zu allerlei bösem Gebahren seinen Segen zu geben. Und wenn Er auch hoch erhaben über aller Lästerung dennoch heilig ist und bleibt, so schädigt sich selbst der Mensch an seiner Seele durch des heiligen Namens Mißbrauch. Welche Herabwürdigung des Gebetes, wenn es zu Zauberformeln gebraucht wird, oder das Hermurmeln gewisser Gebete, oftmals wiederholt, zur Heilung helfen soll! — Und erst noch dem Teufel und seinen Gesellen eine Macht zutrauen, welche der Macht Gottes widerstreben könnte, welche Gotteslästerung!

Entweder ist ein einziger Gott, ein Ewiger, Allmächtiger, Heiliger, Gerechter, Allweiser und Alliebender; dann gibt es keine andere Gewalt auf der kleinen Erde und in den unendlichen Räumen des Himmels. Dann muß nur sein Wille gelten, und Tollheit und Wahnsinn ist es, zu anderen Mächten, guten oder bösen, seine Zuflucht zu nehmen und ihnen zu vertrauen oder sie zu fürchten. Jesus hat keinen Anderen angerufen, keinen gut genannt, als den, welchen er Vater hieß, und dessen Wille ganz sein Wille war. Wer deß-

wegen anderswo Hilfe sucht, Andere anruft, als den Allvater, der treibt Abgötterei und steht im Aberglauben.

Und der Aberglaube rächt sich selbst an Allen, die ihm huldigen. Er gibt der Bosheit des Menschenherzens Raum, schafft Lust zur Sünde, macht eigennützig und selbstsüchtig, darum taub gegen die Noth des Nächsten, läßt den Menschen in der Blindheit über das, was er thun oder lassen soll, hilft ihm nicht in den schweren Stunden des Lebens, und macht ihn untüchtig den guten Kampf zu kämpfen, dessen Lohn ist des Herzens Friede und der Seele Seligkeit.

In einem Worte, der Aberglaube, unter allen Formen, auf allen Gebieten, untergräbt die wahre Religion und führt zur Unsittlichkeit!

16. Schlußwort.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß noch gar Manches bei uns faul ist, und daß der Aberglaube wie ehedem bei unserer Bevölkerung spuckt, wenn er auch mehr der Oeffentlichkeit sich zu entziehen sucht. In den Städten, bei den Gebildetern, ist wohl Manches zu Grabe gegangen, was vom Uebel ist; dagegen sind desto mehr der Unglaube, die Irreligiosität, die Genußsucht zu Tage getreten, und mit denselben auch wieder die Aeußerungen des tollsten Aberglaubens. Oder was ist denn der Spiritismus mit seinen klopfenden Tischen, mit seinen Geistercitationen und Todtenerscheinungen anderes, als ein Hinüberirren des menschlichen Geistes auf das Gebiet dunkeln uud alten Aberglaubens? — Es treiben noch immer Schäfer und Schläfer und Schläferinnen, wenn auch mehr im Versteckten, ihr Schwindelhandwerk, und finden reichlich gut lohnende Kunden aus allen Ständen. Geheimmittel jeglicher Art werden in allen Blättern ausposaunt, und haben ihre Käufer. Kartenschlägerinnen ertheilen, nach wie vor, Vornehmen und Geringen Audienz. Hexen werden mit den Fingern gezeigt, Hexenmeister von weither aufgesucht, und

Teufel bald mit Zauberformeln, bald mit Kirchengebeten ausgetrieben. Viele noch wählen die glücklichen Tage, scheuen sich zu 13 am Tisch zu sitzen und erschrecken vor Spinnen. Indem wir das Alles angeführt haben, sind wir uns bewußt, unserem engeren, inniggeliebten Vaterlande ein Armuthszeugniß ausgestellt zu haben; wir geben es zu. Aber wir erwarten festen Fußes denjenigen, welcher uns beweisen wird, daß es bei ihm daheim besser in dieser Hinsicht bestellt ist. Wir sind im Stande, ihm dann das noch dunklere Bild seiner eigenen Heimath als Seitenstück entgegenzuhalten.

Was nun thun, um dem Uebel zu steuern? Der weise Bischof Fenelon, den gewiß auch die katholische Kirche nicht verwerfen wird, sagt über die Erziehung der Mädchen: «La superstition est à craindre pour le sexe; mais rien ne la déracine ou la prévient mieux qu'une instruction solide.»

Damit sind wir ganz einverstanden. Gesunder Volksunterricht für beide Geschlechter ist das allerbeste Mittel, alle dem Schwindel des Aberglaubens und dessen Folgen ein Halt zu gebieten. Vorab muß es doch einmal dahin kommen, daß überall Alle ordentlich lesen und schreiben lernen.

Dann muß, in den Städten besonders, eine richtige Erziehung für den Leib angestrebt werden, wie die jetzige Schulordnung sie anbahnt. Nur im gesunden Körper kann auch eine gesunde Seele wohnen. Auf dem Lande hat man die freie Luft umsonst.

In allen Schulen, neben den anderen nöthigen Kenntnissen, gebe man auch, so weit es thunlich sein kann, Kenntniß der Natur und ihrer allgemeinen Gesetze. Es sind noch der Wunder übergenug, welche

uns in den Welten des Himmels, in der Thier- und Pflanzenwelt der kleinen Erde entgegentreten, von jenen blitzenden Sternen herab bis auf die kleinen, dem Auge unsichtbaren Geschöpfe, welche Alles, was da ein Leben hat, bevölkern! Zu diesen Wundern müssen wir die Kinder hinführen, um ihre Herzen zu erheben zu der Anbetung des allgewaltigen Schöpfers, seiner Weisheit und Liebe. Dann fallen von selbst die Wunder, welche der Aberglaube in allen seinen Abstufungen als seine großen Werke und als Künste des Teufels und seiner Gesellen uns vorzaubern will.

Dazu muß auch der Religionsunterricht gesunde Anschauungen zu geben suchen. Wir wissen wohl und bekennen es in Demuth, daß Menschenvernunft und Gewissen nicht ausreichen können, um die gewaltigen Räthsel des Wesens Gottes, seiner Regierung und göttlicher Dinge zu lösen. Es ist diese Zumuthung auch noch nie an eine Menschenseele gestellt worden. Aber, so weit wir es mit endlichem Verstande zu greifen vermögen, muß doch der Begriff des allweisen und heiligen Gottes, des Lenkers unserer Schicksale, uns klar werden. Zu Ihm muß das Kind, unter dem ewigen Wechsel, als zu dem Bleibenden aufschauen lernen, während seines Erdenlebens; Ihn soll es fürchten, und Nichts Anderes; Ihn lieben aus allen Kräften; Ihm vertrauen, und keinem Anderen.

Dann muß hell leuchten das Bild des göttlichen Erlösers, der nur in Gott lebte und dem Willen seines Vaters im Himmel seinen Willen in allen Dingen unterstellte. Als des Menschen Sohn gibt er uns das Beispiel vollkommenster Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, und zugleich, bis zu seinem letzten

Hauche auf dem Richtplatz zu Jerusalem, dasjenige der vollendetsten Liebe zu Gott und zu seinen Menschenbrüdern. Von ihm lernen wir die richtige Auslegung der aller Sittlichkeit zu Grunde liegenden Gebote und des einen großen Gesetzes der Liebe, in welchem alle Gesetze erfüllet werden, somit auch eine wahrhaftige Anschauung dessen, was der Mensch thun oder lassen soll.

Viel auch noch könnte, dem Aberglauben gegenüber, durch gesunde Volksbücher gethan werden, wie sie das evangelische Deutschland in Fülle aufweist; leider greift nur allermeist das Volk, das da lesen will, lieber zu den Machwerken verkommener Romandichter, welche ihre Waare, unter lockenden Titeln, in den Leihbibliotheken, als geistige Speise feilbieten.

In einem Worte: das Volk muß zurückgeführt werden zum wahren Glauben an den Gott, zu welchem es vertrauensvoll sich wenden darf, ohne Zwischenträger, in Freude und Leid, in gesunden und in kranken Tagen, in Noth und Tod, an den Gott, welchen Jesus uns kennen lehrte, und zu dem wir kindlich rufen können: Unser Vater in dem Himmel!

Solcher Kinderglaube macht wahrhaft frei, froh und fromm, treibt alle Teufel, Hexen und Gespenster aus, läßt ruhig unter den Heimsuchungen der Gegenwart, erwärmt die Herzen für die Brüder, und weckt ein gedeihliches, reiches Familien- und Gemeindeleben.

Möge solcher Glaube mehr und mehr in Allen Herzen aufleben! Dann wäre auch das Morgenroth der Zeit angebrochen, wo es in unserem lieben Elsaß nur freie und frohe Gotteskinder geben wird!

Inhalt.

Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz.